Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

Phil.
1008

S. B
D 36.

[Verf.: Johann Georg Heinrich Feder]

Blicke
über
das Grab.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

1790.

B
L. 34

Blicke über das Grab.

1790.

Vorrede.

Wenn im weiten Gebiete der Philosophie die Frage von dem Dasein einer Gottheit die erste ist, welche den Verstand des Menschen beschäftigen soll; so schließt sich jene andere, von dem Daseyn des Menschen nach dem Tode sogleich zunächst an sie an. Vielleicht daß sie ihr wegen ihrer Wichtigkeit sogar den Rang noch streitig machen könnte.

Ihre Bejahung ward bisher von der Philosophie und Religion mit so

viel Theilnehmung verfochten: hingegen auch von dem Unglauben und wiederum von der Philosophie mit so viel Heftigkeit bestritten, als niemals ein anderer Lehrsatz, welcher die Gottesgelehrten, und Weltweisen zugleich beschäftigte.

Etwann zwei und ein halbes Jahrtausend mag es seyn, daß man über diese Angelegenheit öffentlich um Wahrheit fraget: aber diese erhabne Gottheit verhüllet sich vor beiden streitenden Partheien noch heut zu Tage so hartnäckig, daß keine von ihnen unwidersprechlich behaupten kann, ihr holdes Antlitz gesehen zu haben.

Der Fluß der Vergessenheit der Alten ist vielleicht das älteste Denkmal der Denkungsart der Menschen in An-

sehung dessen, was nach dem Tode seyn wird. Man findet ihrer, welche von dessen Wasser zu trinken nicht erwarteten. Die Stiftung des Christenthums kann unterdessen für die Epoche angenommen werden, von welcher angefangen, die Meinung von der Unsterblichkeit als die siegende betrachtet werden darf. Will man sich ihre Veränderungen wie die Veränderungen einer krummen Linie vorstellen, so hat sie vor siebenzehn oder achtzehn Jahrhunderten die Achse geschnitten, und ihre größte Applikate scheinet in die Zeit vor der Wiederstellung der Philosophie zu fallen. Izt nähert sie sich allmählig wiederum der Achse.

Nach so viel nichtsentscheidenden Veränderungen, glaube ich, mag es Zeit seyn, die Frage einmal zu verän-

dern, und zu untersuchen, ob es dem Menschen, wie er ist, nicht vortheilhafter sey, daß ihm sein Daseyn oder Nichtdaseyn nach dem Tode ein Geheimniß bleibe, als daß ihm dieses Räthsel gelöset werde.

Führet die Gewißheit eines der beiden über diesen Gegenstand sich widersprechender Sätze den Menschen nicht den kürzesten Weg zu seiner Glückseligkeit, so war es ein weiser Vorsatz der Natur, hierüber unerbittlich das strengste Stillschweigen zu beobachten und wir dürfen niemals hoffen, daß sie unsre Bemühungen mit einem unwidersprechlichen Beweise krönen werde.

Hingegen kann uns die Betrachtung dieser Ungewißheit vortheilhaft

werden, wenn wir in ihr die Beruhigung finden, uns zu überzeugen, daß es gerade unsre Unwissenheit in dieser wichtigen Sache sei, was uns den Weg zu unsrer größten Glückseligkeit bahnet.

Diese Betrachtung ist der Inhalt gegenwärtiger Schrift. Sie ist vorzüglich für solche Menschen bestimmet, welche durch das Lesen neuer und alter Schriften, und durch ihr eigenes Philosophiren zu einer Art Pyrrhonismus in Ansehung ihrer Unsterblichkeit verleitet, Gefahr laufen dürften, mit dem Glauben an hergebrachte Meinungen, was noch unvergleichlich schätzbarer ist, ihre Sittlichkeit, und die Zufriedenheit ihres Lebens zu verlieren.

Daß man Menschen von dieser Art mit Dogmatisiren nicht zu Leibe

gehen dürfe, versteht sich ohne meine Erinnerung. Ist ihre Denkungsart, nach der Behauptung der Gottesgelehrten irrig, so frägt sich vornehmlich, ob sie zugleich ihrer Glückseligkeit nachtheilig sei. Hierüber hat auch die Weltweisheit ein Paar Worte zu sagen. Fällt ihr Ausspruch zu Günsten der Pyrrhonisten aus, so sehe ich nicht, warum man sie mit einer diktatorischen Mine soll zwingen wollen, vielmehr durch den Glauben, für den sie keine Hochachtung hegen, ihre Glückseligkeit zu suchen, als daß sie sie den Aussprüchen der Philosophie, welcher sie mit frohem Herzen huldigen, schuldig sein sollen. Vorausgesetzt, daß sie gute Menschen, und nützliche Bürger sein, so haben sie ihren Zweck erreichet was ist daran gelegen, durch welches Mittel sie ihn mögen erreicht haben?

Bestimmte Mittel zu einem Zwecke zu gelangen, welcher den Inhalt der menschlichen Pflichten ausmachet, gehören, so lange es dieser Mittel verschiedene giebt, niemals zu den Pflichten selbst. Der Mensch ist bestimmet, durch Rechtschaffenheit, und gehörige Entwickelung seiner Fähigkeiten glückselig zu sein. Ursprünglich, und unmittelbar muß ihm seine Vernunft dazu verhülflich sein: wo aber diese nicht hinreicht, dort ist Religion als eine Wohlthat anzusehen.

Giebt es Menschen, welche diese Wohlthat nicht erkennen, oder ihrer nicht zu bedürfen glauben, so sind diese schlechterdings durch Vernunft zu leiten: und ein Schriftsteller, der es mit ihnen zu thun hat, nimmt die theure Pflicht auf sich, so zu denken, und so

zu schreiben, als wenn er selbst zu keinem Religionssysteme von der Welt gehörte. Eine Pflicht, zu welcher die Wahrheit bekanntermaßen auch jeden redlichen Geschichtschreiber auffordert.

Ich bedinge mir zur Ausführung dieser Schrift den Satz: daß man in Ansehung der Unsterblichkeit ein Pyrrhonist, und dennoch ein guter Mensch sein könne. Daß ich mir zum wenigsten nichts unmögliches bedinge, dieses einzusehen, dünkt mich, gehöre eine ganz gemeine Weltkenntniß dazu. Ist es mir aber einmal gestattet, diese Bedingung anzunehmen, so habe ich nur noch für die logische Richtigkeit der Folgen zu stehen, welche ich daraus herleite. Gehässige Verdrehungen dieser Folgen nach einer Seite von der sie häßlich und verdächtig erscheinen;

Brandmale die man dem Schriftsteller durch beleidigende religiöse Censuren aufdrücket; Verketzerungen, und dergleichen Klopfechtereien, welche gewissen Herren eigen sind, die sich auf die Ueberlegenheit ihrer Klinge nicht anders, als auf solche Art zu verlassen wissen, kommen für den redlichen Freund der Wahrheit alsdenn zu spät. Dieser hält Stich; sollte alles, nur die Wahrheit nicht, darüber verlohren gehen.

Es wäre ein trauriges Loos der Religion, wenn sie die Philosophie wie ihre Erbfeindin betrachten; noch mehr, wenn sie fürchten müßte, ihr Schild halte es gegen das Schwerd ihrer Feindin nicht aus. Und doch scheinet das Geschrei der Theologen, wenn man ihnen mit Philosophiren zu

nahe kömmt, eine solche Furcht zu verrathen. Was sich der Unfehlbarkeit rühmet, muß einen undurchdringlichen Schild haben: oder die Menschheit soll einen Lorbeerzweig um das Schwerd winden, das ihn zersplittert.

Wem diese Einleitung gelten soll, läßt sich errathen. Es giebt gewisse Eiferer — für die Ehre Gottes, wie sie sagen: in der That aber für die Aufrechthaltung ihrer hergebrachten Meinungen, vor denen man sich sicher stellen muß, wenn man zum Vortheile der Menschheit einen Schritt thun will, welcher nicht täglich gethan wird. Etwann nach zwei Jahrhunderten wären diese Wendungen unnöthig, welche ich itzt noch für nothwendig hielt, um zu sagen: ich schreibe zum Besten

nichtorthodoxer Leser etwas, was mit orthodoxen Grundsätzen vielleicht nicht allerdings zusammenhängt, damit ich ihnen nach ihren eignen Grundsätzen nützlich werde.

Freilich könnte es scheinen, da ich meinen Namen nicht bekannt mache, so wäre es überflüssig, die Absicht dieser kleinen Schrift zu rechtfertigen. Allein auch alsdenn, wenn mir die Regeln der Klugheit verbieten, mich öffentlich zu nennen, ist es mir nicht gleichgültig, ob meine Denkungsart für anstössig gehalten werde, oder nicht. Diese Hochachtung bin ich auch als ein Unbekannter der Menschheit schuldig. Ich lobe mir die Freimüthigkeit im Denken und Handeln. Sie muß aber allemal Philosophie und Wahrheit zur Seite haben.

Einsmals herrschte sie in unserm Vaterlande auf freiem Felde unter grünen, zum Himmel emporragenden Eichen. Wollte Gott, es wäre damals so viel Philosophie, als Liebe der Wahrheit in Teutonien zu Hause gewesen: niemals hätte es der tramontanistische Gedankenzwang wagen dürfen, sein eisernes Scepter über Teutens Enkel zu erstrecken! Jzt stecken wir im Hundeloch, und die Menschheit trauert über uns. Man muß sich bei der redlichsten Absicht gefallen lassen (was nur die thun sollten, denen es auf der Stirn geschrieben steht, daß sie Schelme in der Haut sind,) sich zu verkappen, wenn man auch eine freie und offene Stirn hat.

So verhält sich die Sache mit mir in Ansehung dieser Schrift. Meine Absicht ist, vielen Menschen durch sie nützlich zu seyn. Beweise ich, daß uns

Ungewißheit über unser Daseyn nach dem Tode veranlasse, bessere Menschen zu sein, als wir durch den Glauben an Unsterblichkeit sind, so werden gewisse Leser, sonderbar orthodoxe Theologen diese Wahrheit ein wenig ungern verschnupfen: aber sie wird unterdessen denen tröstlich seyn, für die ich zunächst geschrieben habe. Diese werden sich aus den Ruinen des Tempels der Hierapistis einen neuen, und unzerstörlichen Tempel ihrer Glückseligkeit erbauen, zu welchem ich alsdenn auch einen Stein beigetragen habe. Dessen wird mich die Menschheit mit Beifall belohnen.

Uebrigens habe ich, um jede Art von Aergerniß zu verhindern, sonderbar katholischen Lesern zu Gefallen, solche Sätze, welche ihre Lieblingsmeinungen zu sehr hätten beleidigen können, an Ort und Stelle so zu erläutern gesuchet,

wie ich es für dienlich fand. Beschimpfungen, welche man sich in Schriften dieser Art so gern erlaubet, wird man in der gegenwärtigen vergeblich suchen. Zuweilen machte mich die Rührung meines Gemüths ein wenig deklamatorisch. Diese Schwachheit muß man mir zu gut halten.

Solchergestalt meinen Pflichten genüge zu leisten beflissen, bin ich doch so weit entfernet auf allgemeinen Beifall zu zählen, daß ich zufrieden sein werde, nicht mißkennt zu sein, und über den Gegenstand meiner Schrift zum wenigsten nützliches Nachdenken veranlasset zu haben.

„ Bald vielleicht erbebt mein ganzes Wesen,
„ Und der Bote meines Schöpfers kömmt,
„ Jenes grosse Räthsel mir zu lösen,
„ Das so sehr den Sterblichen beklemmt.“

Engel.

Das grosse Räthsel! vielleicht das größte aus allen, welche die Natur der menschlichen Vernunft vorzulegen hatte. Diese dringt in die verborgensten Geheimnisse der Natur: erforschet den Lauf der Gestirne, und mißt die Geschwindigkeit des Blitzes: aber wenn von der Unsterblichkeit die Frage ist, so führet sie uns bis zum Vorhange eines Theaters, auf welchen die Religion Himmel und Hölle, und um sie herum den Ring der Ewigkelt gemahlet hat: aber den

Vorhang aufzuheben, ist keinem Sterblichen erlaubt. Alle stehen wir mit ängstlicher Erwartung vor der Bühne, bis der Todesengel kömmt, jeden aus uns hinter den Vorhang zu führen: und keiner kömmt zurück, der uns sagte, was es dort für eine Beschaffenheit mit dem Menschen habe.

„Dieses wissen wir ohne Boten aus „jener Welt:“ höre ich zwo Klassen der Menschen zugleich mir entgegenrufen. Die Religion versichert uns, sagt eine, daß es dort eine Belohnung für die Rechtschaffenen, und eine Bestrafung für die Ruchlosen gebe. Die Philosophie versichert uns, sagt die andere, daß es nach diesem Leben nichts mehr gebe.

Saget mir, welche aus beiden hat recht?

Ich hege alle mögliche Ehrfurcht für die Religion: aber es gehöret nur eine geringe Menschenkenntniß dazu, sich zu überzeugen, daß sie durch ihre Aussprüche, welche sich gerades Weges an das menschliche Herz kehren, und den Verstand unberührt

vorübergehen; die Herzen der Menschen lange nicht so sehr in ihrer Gewalt habe, als nöthig wäre, sie für alle Fälle über Fragen dieser Art zufrieden zu stellen.

Menschen, die niemals selbst denken, oder niemals Gelegenheit haben, einen Funken von Aufklärung in ihre Seele zu bekommen, ja, das ist wahr, diese sind der vollkommenste Triumph der Religion: aber wenn man sich einmal erlaubet hat, bei dem Lichte der Philosophie in ihre Geheimnisse zu dringen, alsdenn kömmt man (wie die Erfahrung lehret) gewöhnlich viel unzufriedener mit ihr aus der heiligen Grotte zurük, als man war, ehe man sich in dieselbe hineinwagte.

Die redlichsten Lehrer der Religion gestehen selbst, daß es keine leichte Sache ist, ihr Lehrgebäude auf sichere und unbewegliche Gründe zu bringen. Um wie viel weniger kann man es dem nach Wahrheit forschenden Laien verdenken, wenn er die Religion über gewisse Dinge um Beruhigung bittet, und keine beruhigende Antwort erhält; daß

er sich zu einem andern Thore wende, und dort um Wahrheit frage?

Die Philosophie also wird, zum wenigsten in gewissen Fällen, dem Menschen durchhelfen müssen, wo ihn bei dem redlichsten Herzen die Offenbarung im Gewirre läßt. Was saget uns aber die Philosophie von dem Dasein nach dem Tode? Ist es wahr, daß sie das Urtheil: Nimmermehrsein! über den Menschen gesprochen hat?

Ich habe sie oft und sorgfältig darum gefraget; aber sie hat mir nie geschienen, eine entscheidende Antwort geben zu wollen. Vielmehr schien sie mir allenthalben ihr Unvermögen zu bekennen, das grosse Räthsel der Natur über die Unsterblichkeit zu lösen. Ich kann mir also die Philosophen, welche das Nichtmehrsein nach dem Tode unbedungen behaupten, nicht anders als nur wie Gelehrte von geringem Werthe *) vorstel-

*) Sin mortuus (ut quidam *minuti* philoſophi cenſent) nihil ſentiam; non vereor, ne hunc errorem meum mortui philoſophi irrideant. *Cic. de Sen.*

len, welchen es mehr darum zu thun ist, die Mode der Meinungen mitzumachen, und über Leute, die anders denken, zu spotten, als mit redlichem Herzen nach Wahrheit zu fragen.

Wenn uns nun über eine allen Menschen so wichtige Sache die Religion mehr nicht als (wie immer) hoffen, die Philosophie aber gerade nur nicht fürchten läßt, wozu soll uns diese Unsicherheit verleiten? Ich habe über diese Frage nachgedacht, und will hiermit meine Gedanken meinen Lesern mittheilen.

Zuerst fiel mir ein, weil es scheinet, die Natur wolle sich über das Geheimniß der Unsterblichkeit nicht erforschen lassen, ob es für den Menschen nicht besser wäre, über dieselbe in einer Art von Ungewißheit zu schweben, als eins oder das andere (sterblich oder unsterblich zu sein) gewiß zu wissen, und es unwidersprechlich beweisen zu können? Ich habe für die Vorzüge dieser Ungewißheit vor der entgegengesezten Gewißheit folgende Gründe gefunden.

Ein Mensch, welcher sich von dem Dasein eines andern Lebens nicht unfehlbar überzeugt hält, wird sich das gegenwärtige so sehr zu Nutze zu machen suchen, als er kann. Er befindet sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, in einem Kreise, welchen der Finger der Natur um ihn herum, als die Gränzlinie zwischen Sein und Nichtmehrsein gezogen hat. Der Umfang dieses Kreises ist von einem bestimmten, unveränderlichen Maaße: und eben so bestimmt und unveränderlich ist die Summe der Gegenstände, welche er umfasset, und welche sich nur noch allein wie Mittel und Hindernisse, Absichten und Triebe bei dem Geschäfte verhalten können, welches er, nachdem er einmal in diesen Kreis getreten ist, unternimmt: nicht anders als innerhalb dessen Schranken seine Glückseligkeit aufzusuchen.

Die Kenntniß des Maaßes, auf das man sich erstrecken kann, lenket allemal unsere Absichten auf eine angenehme Weise. Wie um unsern besagtermassen begränzten

Menschen einmal sein Kreis gezogen ist, so sieht er, die Reihe herum, alle Gegenstände vor sich, deren Genuß ihn glückselig, oder unglückselig machen kann. Alle Pflichten, die er, wenn er mit sich selbst zufrieden sein will, zu erfüllen nöthig hat, sind ihm, wie an den Fingern, hingezählt: alle Hülfsmittel und Hindernisse seiner Glückseligkeit werden ihm itzt bei dem Lichte seiner Vernunft auf eine ganz andere Art vorgestellet, als sie ihm die Offenbarung vorstellen kann, wenn sie ihn auf Dinge, die ausserhalb seiner Gränzlinie gelegen sind, aufmerksam machet. Er erkennet sich mit Vergnügen selbst als den Urheber und Vollender einer Zufriedenheit, welche er nicht erst erwartet, sondern unmittelbar und gleich geniesset.

Weit entfernet, seine Wünsche ins Unendliche zu erstrecken, bescheidet er sich gar wohl mit einer endlichen, seinem Wesen angemessenen Glückseligkeit zufrieden zu sein: und weil er sich mit einer ebenfalls beschränkten physischen und moralischen Welt in eine nothwendige und unveränderliche

Verbindung gesetzt sieht, so erwartet er keine übernatürliche Befreiung von den Uebeln, die aus dieser Verbindung entspringen, sondern hält sich verpflichtet, sie, so gut er kann, durch eigene Thätigkeit von sich zu entfernen. Kann er das nicht, so hält er sich so lange nicht für unglückselig, als ihm sein Herz sagt, er habe sich keins derselben durch seine Schuld selbst zugezogen. Mit einem Worte: er hat auf einen Blick den ganzen Bezirk vor sich, in welchem er jeden Augenblick Schöpfer seiner Glückseligkeit zu werden, und sich des Werks seiner Hände ohne Verzug ganz zu erfreuen, Gelegenheit und Kräfte hat. Ueberall ist für ihn Genuß, nirgends Erwartung. Seinen Pflichten getreu, und also mit sich selbst zufrieden gestellet: innerlich gut, und aussen herum der Gesellschaft nützlich, soll er nun nach vollendetem Laufe jenseits des gegenwärtigen ein anderes Leben finden, das er sich kaum zu hoffen getraute. Wer waget es, zu behaupten, daß Er, der rechtschaffene, der ruhige, der selige Freund der

Tugend unbereitet in dasselbe hinübertreten werde? Wäre also der Gedanke von dem Beschränktsein des menschlichen Daseins durch die Gränzlinie dieses Lebens auch nur ungegründet, und wirklich falsch, so scheinet doch mein Mann, dem gegenüber schon sehr viel zu gewinnen, für den er, nachdem ihm das Gegentheil lebenslang Unwahrheit gewesen war, zuletzt Wahrheit wäre. Dieser, nachdem er seine Tage einem Hirngespinste aufgeopfert hat, zerfällt am Ende in sein Nichts: dadurch allein noch glückselig, daß er den Verlust seiner Glückseligkeit nimmermehr beklagen kann. Jener hingegen glaubet, mit der Zufriedenheit, daß er das Maaß seiner Glückseligkeit voll gesehen habe, vielleicht in den Urstoff, aus dem er genommen ward, zurückzukehren, und findet alsdenn erst den Belohner bereitet, ihn in den Genuß der unerwarteten Glückseligkeit zu setzen, welche er sich diesseits durch seine Rechtschaffenheit erworben hat.

Die Liebe zu diesem Leben ist den Men-

schen, ist allen Thieren wie angebohren. Welchen Werth wir aber auf dasselbe setzen würden, wenn wir das Dasein eines künftigen allgemein in Zweifel zögen, müßte uns vorzüglich aus der Geschichte der Menschheit bekannt sein, wenn man bisher schon allgemein genug nach dem Grundsatze gelebt hätte: Was jenseits sein werde, ist ungewiß. Unterdessen hat es die wohlthätige Natur selbst so veranstaltet, daß es dem Menschen, er mag nach Grundsätzen handeln, nach welchen er will, weder am Stoffe zur Glückseligkeit fehle, noch an den Mitteln, dessen theilhaftig zu werden. Sie hat mit freigebiger Hand ihre Schätze über die Oberfläche des ganzen Erdbodens ausgebreitet: sie hat sie in dessen Eingeweide vergraben, und in die Dunstkugel, die uns umgiebt, und weit über sie hinaus zerstreuet. Vom Moose am trocknen Felsen bis zum Eichbaume, und vom Polypus im Sumpfe bis zum Menschen, der auf dem Throne sitzt, hat sie jedem Geschöpfe seinen beschiedenen Theil

gegeben: jedes hat vollauf. Pflanzen, die ihn nicht suchen können, leget sie selbst, wie eine Mutter, an ihre Brust: und Thiere, da sie ihn noch nicht suchen können, legt sie an die Brüste ihrer Mütter.

Wie viel künstliche Werkzeuge hat sie in den Bau des thierischen Körpers geleget, welche keinen andern Zweck haben, als es jedem Thiere mit Vergnügen empfinden zu lassen, daß es ist. Seines Daseins froh, suchet es sich zu erhalten; die Natur giebt ihm Speise: zu vermehren; die Natur giebt ihm Liebe: zu schützen; die Natur rüstet es zum Kampfe aus, oder zur Flucht; oder sie giebt ihm, was mehr als dieses ist, Klugheit, Gefahren zu vermeiden, und Weisheit, sie zu besiegen.

Mit wie viel Triebfedern hat sie das Kunstwerk des geistigen Wesens versehen, die es in einer vortheilhaften Bewegung erhalten sollten, damit es über den Genuß seines Daseins nicht ermüde, sondern unter einem beständigen Wechsel interessanter Handlungen desselben froh, mit den Ge-

trieben eines jeden Rads in die Zähne eines andern greife, bis endlich der ganze Federkasten den ihm vorgeschriebenen Umlauf vollendet habe. Geschlechtstriebe, Gesellschaftstriebe, Triebe zur Freiheit; zu gefallen: Wißbegierde, Ehrbegierde, Hang nach geistigem Vergnügen: Alles zielet nach dem gemeinschaftlichen grossen Zwecke, jedem Geschöpfe sein Dasein angenehm und werth zu machen.

Jedes Geschöpf hält es auch werth: aber nicht jedes legt einen gleichen Werth darauf. Menschen, die nicht gewöhnt sind, nach Grundsätzen zu handeln, geniessen freilich nur, was ihnen die wohlthätige Hand der Natur gleichsam aufdringt, und ihr Vergnügen begränzet sich mit der Dauer ihres Genusses. Die angenehme Erinnerung, welche längst genossenes Vergnügen in dem menschlichen Geiste wiederum neu werden läßt, kennen sie kaum: die Lust, entferntes sich zu verschaffen, noch weniger: zu empfinden, wie es vergnüge, die widerspenstigen Pferde am Wagen seines Schick-

sals gebändiget, und sie, nach seinem Vorhaben, selbst gelenket zu haben, gar nicht. Die Natur bietet ihnen Perlen an: diese gefallen ihnen, aber sie wissen nicht, wie sie sie an einen Faden auffassen sollen.

Hingegen, sobald der Mensch anfängt, nach Grundsätzen zu handeln, und mit Vorsatz und Absichten zu Werk zu gehen, eben sobald erhält sein Leben einen neuen Werth: einen Werth, der ihn eigentlich erst über die Sphäre der thierischen Glückseligkeit emporhebt. Er reißt itzt dem Instinkt die Gängelbänder aus der Hand, richtet sich auf seine Beine, und wird Mensch. Er suchet durch sich selbst glückselig zu werden: aber damit er die größte Glückseligkeit erreiche, deren sein Leben fähig ist, gehöret noch dazu, daß er nach solchen Grundsätzen handle, welche auf die Glückseligkeit dieses Lebens die nächste Beziehung haben.

Wer jenseits dieses Erdballs ein Paradies aufsuchet, welches er als den Lohn guter Handlungen ansieht, hat eine starke Aufmunterung zur Rechtschaffenheit: aber zu-

gleich auch (er darf nur glauben, daß der frohe Genuß des Lebens zum wenigsten der Vollkommenheit seiner Tugend nachtheilig, oder der Nichtgenuß ihr zuträglich sei) eine mächtige Hinderniß, desselben jemals froh zu werden. So gelinde er alsdenn von dem, was hiernieden ist, denket, so sieht er es (damit ich mich ganz nach seinen Begriffen ausdrücke) als eine Wanderschaft durch das Land der Prüfung zum Vaterlande an, welches er jenseits der Sterne aufsuchet. Aber der Wandersmann, welcher seine Augen einmal nach einem so schönen Vaterlande gerichtet hat, wird, wie die Erfahrung lehret, den Dingen, welche hierunten um ihn herum liegen, nimmermehr Aufmerksamkeit genug schenken, zu beherzigen, welchen Werth auch sie in Ansehung seines Zwecks haben. Setzet er sich auch einmal nieder, ihren Nutzen, und zugleich das Vergnügen, das ihm ihr Gebrauch verschaffen könnte, zu berechnen, so geht seine Rechenkunst allemal von Grundsätzen aus, welche ihn auf ganz unbrauchbare Schlüsse

führen. Die unschuldigsten Reize der Natur sieht er für verneinte, seine Glückseligkeit verkürzende Grössen an, und streicht sie aus seinen Funktionen weg, die für ihn nur allein aus bejahten bestehen sollen. Ein Freund des Transcendenten, des Imaginären, und dessen, was ins Unendliche hinüberläuft, hat er auf alle Fälle eine Rechnung des Unendlichen in Bereitschaft, vermöge welcher die gegenwärtigen Dinge, in Vergleichung mit den zukünftigen, als unendlich kleine und verschwindende Grössen betrachtet, und ausser Achtung gelassen werden.

Wenn uns die Geschichte der Menschheit Menschen von solchen Grundsätzen aufstellet, und uns versichert, daß sie sich der Welt gänzlich entzogen, und ihr Leben nicht nur nicht werth gehalten, sondern sogar verachtet, und dessen unschuldigste Freuden verabscheuet haben: wenn sie sie uns in Einöden, in Klöstern, und vor den heiligen Altären entweder in einem Müssiggange zeiget, welcher den Werth dieses Lebens

offenbar verkennet; oder in einer Beschäftigung, welche ihn sogar verächtlich machet, so beweiset dieses, glaube ich, für den Unwerth des Lebens unter den Menschen entweder nicht mehr, als den Satz: Wie sich Menschen näher an Grundsätze anschliessen, die von der Offenbarung eines künftigen Lebens hergenommen werden, so entfernen sie sich weiter von der Beflissenheit, dieses gegenwärtige angenehm zu geniessen: oder wenn es sonst noch etwas beweiset, so beweiset es, was sie für das gegenwärtige Leben thun würden, wenn es ihnen zweifelhaft wäre, ob es auch ein künftiges gäbe.

Beweggründe, deren Kenntniß auf Glauben und Trauen beruhet, wirken überhaupt so nachdrücklich nicht, als solche, welche aus der Erfahrung und von Dingen hergeholet werden, die um uns herum gelegen sind. Wenn also die Menschen durch Vorstellung eines künftigen Lebens, von

dem sie nicht den geringsten Begrif haben, und welches sie schlechterdings auf das Ansehen der Offenbarung annehmen, dennoch so mächtig gelenket werden, daß sie aus Begeisterung durch Unsterblichkeit, das edle Geschenke der Natur, den unschuldigsten Genuß gegenwärtiger Vergnügungen hingeben, was würde erst die schöne Natur mit allen ihren gegenwärtigen Reitzen zuwegebringen, wenn sie nicht nur ausser dem Verdacht wäre, eine verführende Buhlerin zu sein, sondern wenn der Mensch auf sie, als auf eine wohlthätige Mutter aufmerksam gemacht würde, aus deren Hand er alles empfangen soll, was ihn so lange er sein Dasein genießt, glückselig machen kann?

Ist die Meinung von dem Dasein eines künftigen Lebens falsch (und daß sie das sein möge, läßt sich so lange noch annehmen, bis ein unwidersprechlicher Beweis für das Gegentheil streitet) so folget, daß dieses gegenwärtige unsre ganze

Bestimmung sei. Einmal elend und unglückselig gelebet, heißt seine ganze Bestimmung verfehlet haben, und für allezeit unglückselig gewesen sein. Hingegen, wenn uns jenseits der Gränzlinie dieses gegenwärtigen Lebens noch ein anderes bescheret ist, so verlieren wir eben darum von dessen Vortheilen nichts, wenn wir uns befleissen, das Gegenwärtige gleichsam zum Mittelpunkt unsrer Glückseligkeit zu machen. Was uns hiernieden glückselig machet, ebendasselbe enthält auch den Grund unsrer Glückseligkeit im andern Leben.

Die Vergnügungen der äussern Sinnlichkeit, die ersten in ihrem Ursprunge, die lebhaftesten in ihren Eindrücken, und die angenehmsten in ihrem Gefühle, bestimmen einen Theil des Werths des menschlichen Lebens. In gehörigem Maasse genossen entwickeln sie die Fähigkeiten des Geistes, und geben ihm Richtung und Schwungkraft zu höhern Arten von Vergnügungen empor zu steigen. Welche

ungereimte Vorstellung wäre es: ein zukünftiges Leben ohne Entwicklung unsrer Geisteskräfte uns einzubilden! *) Also ist es auch un-

*) Man wird mir hier wegen dem vor der Entwicklung ihrer Geisteskräfte verstorbnen Kindern eine Einwendung machen. Gottesgelehrte, welche den, zum wenigsten nach empfangener Taufe verstorbenen Kindern, einen, obwohl natürlicher Weise den lezten Platz in dem Himmel einräumen, überlassen es dem lieben Gott, die Seelen dieser Kinder auf eine in seiner Allmacht gelegene, und uns unbekannte Art zu entwickeln, damit sie der Freuden des Himmels fähig werden. Wo sich nun der allmächtige Gott auf eine sonderbare, und uns unbekannte Art ins Mittel leget, da hat freilich die Philosophie nichts mehr zu sagen. Unterdessen so lange die Sache mit der Fortsetzung des menschlichen Lebens nach dem Tode natürlich zugeht, so lange ist es nothwendig, daß entwickelte Fähigkeiten vorausgegangen sein, von welchen man nach dem Tode Gebrauch machen könne. Ueberlebet der Mensch seinen Tod, so kann dieser dessen Vorrathe an Erfahrungen und Kenntnissen unmittelbar nichts

gereimt, sich in diesem Leben, was zur Bildung unsres Geistes dienet, entziehen

neues, als allein die Erfahrung beilegen, daß er itzt auf eine Art sei, wie er noch nie war. Vermuthlich geschieht alsdenn die Aufklärung der abgeschiednen Seele, weil sie jezt näher am Urstoffe des Lichts ist, und den Vorhang, der den Eintritt der Strahlen abhielt, von sich geworfen hat, geschwinder, als in diesem Leben: aber der individuelle Mensch wird allemal nach der Beschaffenheit, mit welcher er diese Welt verließ, ein mehr oder weniger taugliches Subjekt seiner fernern Aufklärung in der andern sein. Ist das Entwickeln unsrer Geisteskräfte in diesem Leben, so weit es unsre Einschränkungen zulassen, keine nothwendige Vorbereitung zu unsrer vollkommenen Entwicklung nach dem Tode; und ist dennoch nach diesem gegenwärtigen noch ein anderes Leben übrig: so ist das gegenwärtige ein elendes Spielwerk der uns täuschenden Natur, welche den ganzen Aufwand aller ihrer Triebe, und der unserm Geiste verliehenen Kräfte; und das Dasein aller grossen und kleinen Weltkugeln, mit denen sie, wie mit ihren Schussern und Schnellkäulgen zu spielen scheinet, hätte ersparen können. Sie hat uns nur gleich an=

zu wollen: die Vergnügungen der äussern Sinnlichkeit. Ihr geringster Theil hat Beziehung auf die Vollendung unsrer Vollkommenheit: also soll, innerhalb den Gränzen, die die Natur für ihren Genuß festgesetzet hat, nicht der geringste Theil derselben für den Menschen, der glückselig zu sein wünschet, verlohren gehen. *)

fänglich in solche Umstände setzen sollen, in welche wir einst nach dem Tode kommen werden.

*) Ein reicher Stof zu nützlichen Betrachtungen, besonders für die Herrn Liebhaber, und Vertheidiger des römischkatholischen Cälibats, von welchem man vorgiebt, daß er darum eingeführt sei, damit er den Geistlichen als ein Mittel diene, ihrer größten Vollkommenheit näher zu kommen. Was die Herren Hildebrandisten für einen vortreflichen Begrif von Vollkommenheit haben; und was sie für unvergleichliche Menschenkenner sein müssen! die Früchte davon fallen in die Augen. Man will überhaupt einen grossen Unterschied zwischen der römischkatholischen und protestantischen Geistlichkeit in Ansehung der gesellschaftlichen

In dem Gebiete der Einbildungskraft liegt ein noch weit grösserer Vorrath von Vergnügungen, welche dem Menschen das Leben angenehm und werth machen, als in der wirklichen Welt. Hier ist der Mensch eigentlich unumschrenkter Selbstherrscher. Hier werden die Entwürfe seiner wichtigsten Unternehmungen zu Stande gebracht: hier wird das Band zwischen den vergangenen und künftigen Begebenheiten des Lebens geknüpfet: hier werden sogar die Unfälle desselben, wie auf einer Schaubühne zur Warnung und zum Unterricht ruhig und mit Vergnügen betrachtet.

Die Einbildungskraft entwirft gleichsam die Forme, nach welcher sich der Mensch durch seine Handlungen bildet. Die gefällige Künstlerin, entwirft für alle Men-

Tugenden, besonders auf dem Lande bemerket haben. Diese soll viel menschenfreundlicher, gefälliger, artiger, angenehmer, liebreicher, barmherziger, zuvorkommender, freigebiger, gefühlvoller, mittheilender als jene sein. Ein Christus: und eine Nation! Was dessen die Ursach sein mag: Religion oder Cälibat?

schen ein recht reitzendes Bild ihrer Glückseligkeit, damit sie durch dessen schöne Gestalt zu einer edlen Thätigkeit verleitet, sich zu gut-dünken, Stümperwerke zu formen, und nicht eher ihrer Pflicht Genüzen gethan zu haben glauben, bis sie selbst zu Meisterstücken gebildet sind! Aber auch sie hat für solche Menschen ihre Zauberkräfte verlohren, welche die nähere Bekanntschaft mit ihr für gefährlich, und nichts für gut und erwünschlich halten, als was sie niemals mit Augen gesehen, und von dem sie nur durch die Aussprüche der Offenbarung gehöret haben.

Wie viel gewinnet der Werth des Lebens durch Künste und Wissenschaften, und durch alle Arten von Handel und Gewerbe, durch welche die von der Natur dargebothene Schätze gewonnen, und zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden! Wird man es jemals über das Mittelmässige bringen, wenn man nicht den Grundsatz annimmt: Dieses Leben (vielleicht allein) sei dem Menschen ge-

schenket, sich so viel Glückseligkeit zu verschaffen, als er kann! Hingegen von diesem Grundsatze belebet, wird man nach jeder Vollkommenheit, und Verbesserung seiner Glücksumstände streben: man wird in ebendemselben Maasse ein besserer Mensch werden, in welchem man ein vorzüglicherer Gelehrter, Künstler und Gewerbsmann zu sein sich befleissen wird. Dieses wird sich niemals besser, als an den einfachen Sitten des Landmanns einsehen lassen. Je mehr sich dieser befleisset, seinen Acker gut zu bestellen, seinen Garten vortheilhaft zu pflanzen, und der Viehzucht ämsig obzuliegen: und je besser deswegen seine Arbeit gesegnet sein wird, desto weniger wird ihn der Müssiggang zu Ausschweifungen, die Noth zu Schelmereien, und die Unzufriedenheit zur Gottseligkeit verleiten. *)

*) Ich hatte einmal mit dem Finanzrath eines geistlichen Fürsten folgende kurze Unterredung: Ich: Welche sind die besten Unterthanen ihres Fürsten? Er: Die Protestanten. Ich: War-

Mich dünkt, ich höre hier die Einwendung, die man mir aus der Erfahrung machen kann: Wenn es so ist, warum sind nicht allemal die vorzüglichsten Gelehrten, die vortreflichsten Künstler, die wohlhabensten Bürger und Landleute auch die besten Menschen? Eben darum, weil sie zu ihren Vorzügen durch andere Beweggründe, als durch diesen gelanget

um? Er: Weil sie die fleissigsten, die mässigsten und die gnügsamsten sind. Ich: Warum sind sie das? Er: Sie haben es so in ihrer Art. Ich: Warum dieses? Er: Ich denke, sie trauen dem lieben Herrn Gott nicht so sehr, als wir Katholische, oder sie suchen hiernieden schon ihren Himmel. Ich: Was das letzte betrift, suchen sie ihn, glaube ich, hier: und hoffen ihn auch dort zu erlangen. Wenn sie sich aber auf den lieben Herrn Gott nicht zu viel verlassen, thun sie, dünket mich, wohl recht, indem sie sehen, daß er die Katholischen, troz ihrem Vertrauen, so weit hinter ihnen zurückläßt. Ich denke, die Alten sagten weislich: die Götter schenken nichts weg, sondern verkaufen alles für Arbeit.

sind, sich aus Hochachtung für ihr Leben zu so vortreflichen und glückseligen Menschen zu bilden, als ihnen möglich ist.

Unterdessen stellet uns die Geschichte der Menschheit Männer und Frauen, Jünglinge und Mägdchen die Menge auf, die beides, Menschen von Talenten, und von erprobter Tugend: und die wahrhaftig nur darum tugendhaft; weil sie weise waren. Aber was von der Weisheit insonderheit gesaget werden kann, eben das gilt auch von jeder Entwicklung seiner Fähigkeiten, und von der Beflissenheit, sein Leben auf die vollkommenste Art zu geniessen überhaupt. Wer sich durch erhabene Absichten, und anhaltenden Fleiß, durch Bestreben nach Dingen, die groß und edel sind, die Vorzüge gebildeter Menschen einmal eigen gemacht hat, der hat auch eben darum, gleichsam durch so viele Vorübungen alle Schwierigkeiten der Tugend überwunden.

Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt: ich will lieber glauben, daß das Herz des Künstlers, dessen Hand im Stande ist ein schönes Sinnbild der Tugend mit dem Meisel, mit dem Griffel, oder mit dem Pinsel zu entwerfen, auch fähiger sein werde, ihren Preis in schwierigen Umständen einer niedrigen Leidenschaft vorzuziehen, als ich mich dessen von rohen und ungebildeten Menschen überzeugen kann.

Saget mir, wenn die Tugend verwahret sein soll, ist es besser, sie dem Ohngefähr zu überlassen, oder sie unter den Schutz der Weisheit zu geben? Weh dem Menschen, wenn das Ohngefähr der Schutzgeist ihrer Tugend sein sollte! Ist sie aber in den Herzen guter, doch ungebildeter Menschen besser verwahret, als in der Hand des Ohngefährs? Wo Muth, Entschlossenheit und Standhaftigkeit fehlet, da kann sich die Tugend keiner sicheren Obhut erfreuen. Was ist Tugend ohne diese Eigenschaften? Und wer hat dieselben einmal bei Menschen ohne Bildung, und Grundsätze gefunden? Ein-

mechanische Vorstellung der Tugend vielleicht, nicht Tugend selbst, ist schwachen ungebildeten Menschen eigen. —

Es giebt aber, kann man mir sagen, zum wenigsten eine grosse Menge erbarmenswürdiger Menschen, welche weder durch Glücksgüter, noch durch Fähigkeiten ihres Geistes in den Stand gesetzt sind, sich zu glückseligen Geschöpfen zu entwickeln, und sich solchergestalt dieses Leben angenehm, und vergnügt zu machen. Muß es für diese nicht recht traurig sein, gedenken zu müssen, die Dauer unseres Lebens wäre die Gränze unsrer Glückseligkeit?

Diese Frage zu beantworten, muß man verschiedene Zustände unglückseliger Menschen, und verschiedene Stufen der Glückseligkeit unterscheiden. Manche Menschen kommen schon aus dem Mutterleibe in so übler Beschaffenheit, daß sie grosse Hindernisse ihrer Glückseligkeit mit sich auf die Welt bringen. Andere sind aus Armuth kaum im Stande, sich jemals zu

glückseligen Menschen zu entwickeln. Die unglückseligsten sind die, denen die Natur Fähigkeiten des Geistes versagt hat.

Unterdessen wie die Fähigkeiten der Menschen überhaupt eingeschränkt, und begränzet sind, so ist es auch ihre Glückseligkeit. Niemand kann ohne Gränzen glückselig; aber alle können es in ihren Maasse vollkommen sein.

Schlechterdings nicht unglückselig sind wir, wenn die Wagschale des Angenehmen ihrer entgegengesetzten das Gleichgewicht hält: glückselig, wenn sie sie überwiegt: und vollkommen glückselig, nicht wenn auf die erste Wagschale alles, was dem Menschen angenehm, und vortheilhaft sein kann, gehäufet wird, sondern wenn sie so viel Uebergewicht hat, als sie zu haben fähig ist. Was von dem Mehr und Weniger in Ansehung der Glückseligkeit gesagt werden kann, kann nur beziehungsweise gesaget werden. Der Bürgerliche ist darum noch nicht unglückselig, weil er

von Geburt kein Adelicher: und der Adeliche, weil er kein Fürst ist.

Unter den Arten der Glückseligkeit aber, welche uns das Leben angenehm, und werth machen, haben ohne Zweifel diejenigen den ersten Rang, welche der Mensch sich selbst verschaffen kann, und welche nicht in der Hand des Schicksals stehen: Tugend und Bewußtsein; hernach Wissenschaften und Künste, welche uns nähren und bilden: endlich Bequemlichkeiten des Lebens und Vergnügungen der äussern Sinnlichkeit.

Niemand ist weder von der Natur, noch aus Mangel der Glücksgüter so weit zurückgesetzet, daß er nicht tugendhaft sein könnte. Ist er aber das; und sich bewußt, daß er es ist: so ist er eben darum schon glückselig. Lasset ihn von Glücksgütern so entblösset sein, als ihr wollet, so wird er eben darum, weil er gut und rechtschaffen ist, seine Fähigkeiten anwenden, sich auch diese, und mit ihnen Vergnügen und Bequemlichkeiten zu ver-

schaffen. Saget ihm, daß es ungewiß sei, ob es ein anderes Leben gebe, so wird ihm eben das ein neuer Beweggrund sein, alle Kräfte anzuspannen, daß er sich dieses gegenwärtige so sehr zu Nutze mache, als er kann. Besitzet er geringe Fähigkeiten, so erinnert ihn die Tugend, daß er auch auf Bequemlichkeiten, welche er sich mit seinem Fleisse und seinen Talenten zu verschaffen nicht im Stande ist, keinen Anspruch machen könne, und er giebt sich ihres Ausspruchs zufrieden. Ist er aber zu blöde, von den Fähigkeiten, die er besitzet, Gebrauch zu machen, so ist kein Zweifel, daß ihm eben darum die Natur eine Menge Vergnügungen dieses Lebens verschwiegen habe, die sie nur denen entdecket, die deren fähig; und witzig genug sind, sie auszufinden.

Stellen wir uns endlich einen Menschen von den nachtheiligsten Glücksumständen vor, welcher ausser Stand gesetzet, sich selbst die geringsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, dem Staat und der Wohlthätigkeit der Menschen heimfällt, und

nehmen wir an, daß er gut und rechtschaffen sei, so ist es ihm auch alsdenn doch besser, daß er wisse, daß er ist, als daß er es nicht wisse. Der geringste Genuß des Lebens mit dem Bewußtsein von Tugend und Rechtschaffenheit verbunden, verschafft Zufriedenheit, und ist dem, dem er eigen ist, schätzbar; ist Glückseligkeit.

Ich gebe zu, daß derjenige, welcher sein Lebenlang mit dem Grundsatze bekannt gewesen ist, es gebe nach dem Tode ein anderes, ewigdaurendes Leben, in welchem alle guten Handlungen des gegenwärtigen vergolten werden: wenn man ihm plötzlich sagte: was du auf die Hoffnung eines andern Lebens gebauet hast, steht auf Sand! bei dieser Nachricht erbeben und traurig werden; daß er vielmehr auf den Gedanken von Verzweiflung, als auf die Entschliessung verfallen würde: lasset uns also das alte Gebäude niederreissen, und ein anderes aufführen, das die Dauer unseres Daseins aushalte. Aber was beweiset

dieses gegen die Wahrheit: Wenn der Mensch einmal den Gedanken zu Gemüth gefasset hat, er habe vielleicht nur einmal zu leben, und dieses einzigemal nur so lange, als das gegenwärtige Leben dauert; und er könne sich die Glückseligkeit dieses Lebens nicht anders, als durch Tugend und Anstrengung seiner Kräfte erwerben: so werde er tugendhaft, und fleissig sein?

Es giebt sehr viel Ursachen, warum Menschen, denen ihr Gewissen saget, sie haben sich von einem zukünftigen Leben Vortheile zu versprechen, traurig werden, wenn man ihnen die Hoffnung desselben benimmt, oder die Gründe derselben erschüttert. Zum ersten ist es traurig, sein Lebenlang umsonst gearbeitet; und noch trauriger, sein Lebenlang umsonst gelitten zu haben. Jede Thätigkeit des Menschen, seine Glückseligkeit zu befördern, belohnet sich selbst. Wenn man also, auch in der Meinung thätig und unternehmend war, damit man einmal nach diesem Leben dafür belohnet werde,

so fällt mit der Hoffnung eines andern Lebens die vornehmste Ursach zwar weg, wegen welcher man bei seinen Handlungen zu Werk gieng; aber die Früchte aller Unternehmungen, so weit sie sich zugleich auf die Vortheile des gegenwärtigen beziehen, bleiben unverändert.

Hingegen, wenn man in der Hoffnung, es werde jenseits des Grabs der Engel erscheinen, welcher alle Thränen aus den Augen der Leidenden wischet, in seinem Leben viele Widerwärtigkeiten ertragen zu haben, sich bewußt ist, und dabei sich erinnert, daß man sich nicht eben so sehr angelegen sein ließ, die Ursachen seiner Leiden mit Muth und Thätigkeit von sich zu entfernen: und wenn man hernach erfährt, der Engel, welcher die Thränen der Leidenden abtrocknen soll, werde vielleicht niemals erscheinen: ja, alsdenn muß sich eine reiche, nicht versiegende Quelle des Schmerzens dem Betrogenen eröffnen.

Es ist ein unaussprechlicher Unterschied zwischen der Meinung: eine ewige und

alle Leiden dieser Welt überwiegende Glükseligkeit lasse sich durch Nichtgeniessen des Gegenwärtigen, welches insgemein so viel als Nichtsthun ist, verdienen; und der Meinung: ohne Thätigkeit und ernstes Bestreben finde für den Menschen keine Glückseligkeit statt. Fürwahr die erste ist oft der Fehler derjenigen, welche zu unbedungen auf eine künftige Schadloshaltung ihrer gegenwärtigen Unthätigkeit zählen, sobald sie sich nur nicht erinneren, ruchlos gehandelt zu haben. Könnte Zufriedenheit in den traurigsten Unfällen des Lebens dem Menschen alsdenn schon eine schadloshaltende Glückseligkeit verschaffen, wenn er wirken, und sich von Trübsalen und Widerwärtigkeiten befreien sollte; so hat die Natur ihre Triebe, und die Leidenschaften, welche das Gemüth in beständiger Bewegung erhalten, umsonst an ihn verschwendet: sie hätte eiserne Unempfindsamkeit und unbewegliche Gleichgültigkeit an ihre Stelle setzen sollen. Da

sie aber dieses nicht gethan hat, so fodert sie ihn gegen alle seine Leiden und Betrübnisse zur Thätigkeit auf.

Unterdessen sind die Menschen gar oft zu träg, dieser Auffoderung Gehör zu geben. Hoffen ist allemal leichter als Wirken: und wenn man den Menschen durch Vernunftschlüsse vom Hoffen zum Wirken hinüberlenken will, so kränket man ihn, wie einen Schlafenden, den man von einem angenehmen Traume zur Arbeit wecket. Er mag unermeßliche Reichthümer geträumet haben, und wird itzt zu einem, seinen Verdiensten angemessenen Taglohn angewiesen. Gewiß, bei diesem Tausche hat er den ersten Augenblick zu viel zu verlieren, um nicht traurig zu werden: aber nach einer kurzen Ueberlegung wird er sich bescheiden, daß das Verlohrne nur ein Traum war.

Womit sollen sich aber unglückliche Menschen trösten, damit sie, wenn es etwann kein anderes Leben gäbe, nicht ein für allemal unglückselig sein?

Trösten? Ich verlange nicht, daß sie sich trösten, sondern daß sie Hand an das Werk legen, und ihre Unfälle durch Thätigkeit verbessern sollen. Der gutherzige Glaubige tröstet sich durch Hoffnung, und leidet: der Philosoph wirket, und befreiet sich vom Leiden. Uebersteigen aber die Unfälle seine Kräfte, alsdenn erst tröstet er sich mit dem Bewußtsein, daß es nicht seine Schuld ist, zu leiden, was er leidet. Dieser Trost mit der Hoffnung verbunden, daß sich sein Schicksal dennoch noch verändern möge, hält so gut als die Hoffnung des Glaubigen den Widerwärtigkeiten dieses Lebens die Wage, und der thätige Leidende legt sogar noch seiner Wagschale die frohe Erinnerung, als ein Uebergewicht bei, daß er nicht wie ein niederträchtiger Sklave die Streiche des Schicksals ertrage, sondern wie ein edler Kämpfer nur der Uebermacht desselben unterliege. So bleibt der Philosoph auch alsdenn noch erhaben, wenn er am tiefsten gesunken ist: auch alsdenn

noch glückselig, wenn sein Unglück am schwersten auf ihm liegt.

Noch ein anderer Vortheil entsteht aus der Ungewißheit des zukünftigen Lebens in Ansehung der natürlichen Freiheit. Eine Menge Menschen haben diese der Hoffnung einer zukünftigen Belohnung aufgeopfert, und sind unglückselig geworden. Welcher Mensch, wenn er sich einmal vorstellet, sein Dasein könne durch die Dauer seines Lebens begränzt sein, findet sich nicht eben darum aufgefodert, ganz als Mensch zu leben, und von allen Vorrechten seiner Natur Gebrauch zu machen? Aufgefodert, sich unter keine Herrschaft, als allein derjenigen Gesetze zu schmiegen, auf deren Aufrechthaltung das Heil eines ganzen Staats beruhet? Insonderheit aufgefodert, seine Freiheit für keine im künftigen Leben versprochene Schadloshaltung hinzugeben, und sich durch abentheuerliche, und dem Rechte und den Foderungen der Natur zuwiderlaufende willkührliche Gesetze binden zu lassen?

Tausende, welche wider den Wink der Natur, und zur Ehre des Glaubens das Gegentheil gewaget hatten, haben hernach, bald möchte ich sagen, zum Schimpfe der jenseits versprochenen Belohnung, ihren Schritt bereuet, und alles gewaget, was sie Wuth und Verzweiflung konnte wagen machen, ihre Freiheit wiederum zu erlangen. Ein grosser Theil unterlag schon der ersten Probe: die aber diese aushielten, suchten hernach alle Wege, aus ihren Fesseln zu entrinnen. Einige haben sich über hohe Mauren gestürzet: andere aus ihrem Vaterlande geflüchtet, und sich lieber unter Fremden mit dem geringsten Unterhalt des Lebens ruhig begnüget, als daß sie bei dem Verlust ihrer Freiheit im Schoose der Bequemlichkeit sitzen, und sich am Tische der versprochenen hundertfachen Vergeltung fett mästen wollten. Wie viele haben ihr trauriges Leben mit einer gräßlichen Todesart beschlossen: oder die dazu zu wenig Muth, oder zu viel Hoffnung einer Besserung ihrer Umstände hatten, wie traurig

haben diese ihr armseliges Leben hingebracht!

Könnte man ein Mittel erfinden, die Freiheit aller übrigen, welche sich nach ihrem Verlust zum wenigsten noch vor den Augen der Menschen ruhig gehalten haben, auf eine solche Art zu begünstigen, daß sie dabei weder für ihre Ehre, noch für die Bequemlichkeiten ihres Lebens etwas zu fürchten hätten; daß sie auch vor den Vorwürfen ihrer Angehörigen, und der Verachtung ihrer Freunde geschützet wären, wie offenbar ist es, daß jeder für seine einmal gewählte unnatürliche Lebensart nicht ganz enthusiastisch eingenommene Mann, für den Verlust der versprochenen zukünftigen Belohnung, sonderbar wenn er sich noch eine geraume Zeit davon entfernet zu sein glauben kann, seine hingegebene Freiheit wiederum einlösen, und wenn er nach allem, was er erfahren hat, noch einmal jung werden, und wählen dürfte, seinem Lebenswandel eine andere Richtung geben wollte, als die, durch hingegebene Freiheit sich

eine zukünftige Belohnung zu verdienen. *)

Wenn also, troz allen Versicherungen der Religion, der Trieb der Natur nach Freiheit so groß ist, als es wirklich die Erfahrung lehret, wie wenig unglückselige Opfer der Freiheit würde man unter den Menschen zählen, wenn man einmal den Grundsatz festsetzte, und jungen Herzen sorgfältig einflössete: Lebe so, daß du die Ungewißheit eines zukünftigen Lebens niemals aus deinen Augen verlierest!

Wenn aber nach der einmal geschehenen Wahl eines mit dem Verlust der Frei-

*) Ich weis wohl, welchem Widerspruche ich mich durch diese Behauptung aussetzen werde. Ich will auch glauben, daß mir Tausende ohne Heuchelei widersprechen werden. Aber diese sind entweder Enthusiasten, oder sie kennen ihr eigenes Herz nicht genug. Was gehöret dazu, wenn man noch einmal zu leben hätte, wiederum Mönch o. d. gl. werden zu wollen!!!

heit verbundenen Lebenswandels dieser Grundsatz in das Herz des Geopferten Eingang fände? Ja freilich, in diesem Falle hat die Unglückseligkeit eines solchen Menschen ihre höchste Stufe erreichet. Was ihm bisher verdienstliche Selbstverläugnung war, wird itzt in quälende, unerträgliche Sklaverei verwandelt. Die Natur schützt ihre ursprünglichen und unveränderlichen Rechte vor, und ringet nach Freiheit: aber die Despotie willkührlicher, kirchischer Gesetze hindert im Namen Gottes, was Gott selbst der leidenden Menschheit zunächst an das Herz geleget hat. Verschliesset sorgfältig die kleinsten Spalte eurer heiligen Mauern, ihr Klöster! und, du geheimes Heiligthum der römischkatholischen Priesterschaft! verhülle dich mit einem hundertfachen Vorhange, damit kein Lichtstrahl der Aufklärung früher in euch fahre, als bis es der Vorsehung gefalle, den barbarischen Gesetzen, welche die natürliche Freiheit der

Menschen ohne Noth und Vortheil für den Staat einschränken, ein Ende zu machen! Oder vielmehr, weil das Licht der Aufklärung doch nimmermehr aufgehalten werden kann, erhebet beide im Namen der leidenden Menschheit eure Stimmen, damit euer Geschrei endlich zu den Ohren derjenigen dringe, denen die Vorsehung die Verwaltung der Gesetze, und die höchste Macht anvertrauet hat, sie nach den Bedürfnissen der Menschen zu erleichtern. Möchte doch die Sonne der Aufklärung alle Eigenschaften mit der glänzenden Weltsonne gemein haben! Wenn diese kömmt, und uns Licht bringt, so schließt sie zugleich durch wohlthätige Wärme den Schoos der Erde auf, damit aus ihm Segen für die Menschen hervorsprosse. Lichter, Gott Lob! wäre es bereits um uns herum geworden: möchte es doch in den Herzen derjenigen, bei welchen es steht, die leidende Menschheit zu begünstigen, auch bald wärmer werden!

Ich darf mich von dieser Stelle nicht entfernen, ehe ich gewissen Theologen, (gleich-

wohl nicht allen) eine Einwendung beantwortet habe, welche sie mir wegen den sogenannten evangelischen Räthen machen können, für deren Bewerkstelligung eine hundertfache Belohnung in jenem Leben versprochen ist.

Da ich annehme, daß man über die Gewißheit der evangelischen Verheissungen noch einige Zweifel hegen, und dennoch ein guter Mensch sein könne, so trift mich dieser Einwurf nicht. Ueberzeugung ist eine Angelegenheit des Verstands: Rechtschaffenheit, des Herzens. Es wäre die unüberwindlichste Hinderniß der Wahrheit, Sätze, die man einmal gewohnt ist, für unfehlbar anzunehmen, den Prüfungen der Philosophie entziehen zu wollen, weil man von ihnen glaubet, ihre Heiligkeit erhebe sie über jede Prüfung. Unterdessen erkennet der Verstand nur Beweise; nicht Gehorsam: und der rechtschaffene Theologe, dem der gute Laie sagt, er sei von seinen Vorträgen nicht überzeuget, muß nicht über den Laien, son-

dern über sich zürnen, wenn er zürnen will, daß in so manchen Stücken noch Ueberzeugung mangelt. Aber vorzüglich für solche Menschen ist dieser Aufsatz geschrieben, denen es bei dem Mangel an Ueberzeugung von religiösen Aussprüchen dennoch um Rechtschaffenheit und Glückseligkeit zu thun ist.

Nebst diesem ist es eine bekannte Sache, daß gerade in Ansehung der evangelischen Räthe sich sehr viel willkührliches in die ausübende Religion eingeschlichen hat. Wo redet das Evangelium einmal von unauflöslichen Banden; von tirannischer Behandlung derer, die zurücktreten wollen; von dem Verlust der ganzen Glückseligkeit seines Lebens durch übereilte Annehmung eines solchen Raths? „Wenn du willst vollkommen „sein, so verlasse alles, gieb dein Vermögen den Armen, und folge mir nach. „Wer aber seine Hand einmal an den Pflug „geleget hat, und zurücksieht, kann mein „Jünger nicht sein.“ so drückt sich der evangelische Philosoph aus. Aber der

römisch-katholische Theologe sagt: „Wenn „du einmal deine Hand an den Pflug gele- „get hast, so muß sie dir an dessen Sterze „geschmiedet werden. Einen Scheiterhau- „fen für dich, wenn du zurücksiehst!“ Welcher von beiden ist Menschenfreund, und welcher Barbar?

Endlich ist keine Religion der Zweck des Daseins der Menschen, sondern nur ein Hülfsmittel zu dem grossen und allgemeinen Zwecke, nach welchem alles zielet: zu ihrer Glückseligkeit. Damit eine gewisse Religion dieses sein könne, so ist vorläufig nothwendig, daß man von der Wahrheit ihrer Grundsätze überzeuget sei. Mangelt diese Ueberzeugung, so ist man verpflichtet, sich um andere Hülfsmittel seiner Glückseligkeit umzusehen. Man suchet diese in dem Gebiete der Philosophie auf: und da kann es nun freilich geschehen, daß man auf Widersprüche mit religiösen Grundsätzen verfalle: denn es ist von Anbeginn beobachtet worden, daß Philosophie und Religion mit ein-

ander in Fehde sein. Bis nun eine Parthei die andere durch unwidersprechliche Beweise auf den Sand hinstrecken kann, glaube ich, soll man so billig sein, jede in ungestörtem Besitze ihrer Meinungen zu lassen. Evangelische Räthe denen, die durch sie glückselig zu werden glauben: Freiheit den übrigen, welche sich von der Nutzbarkeit der evangelischen Räthe nicht überzeugen können. Vielleicht auch, daß das Evangelium, wenn es uns die Berufsgeschichten der Jünger Jesu, und die Einladungen erzählet, durch welche sie der Herr Jesus an sich zog, uns nur das leisten will, was uns jede historische Erzählung leistet. Damals war es denen, die das Reich Gottes verkündigen sollten, nothwendig, von allem zeitlichen Interesse getrennt zu sein: izt ist der Fall nimmermehr derselbe. Nach dieser Erklärung hätten die evangelischeu Räthe mit der Zeit ihrer Bedürfniß schon lange ein Ende genommen, und wären für uns nichts mehr, als Ge-

schichte. Und diese Erklärung dünkt mich, finde bei aller Ehrfurcht für das Evangelium, statt.

Eine andere Einwendung gegen den Grundsatz, daß es ungewiß sei, ob man nach diesem Leben noch ein anderes zu erwarten habe, kann diese sein. Wenn es ungewiß ist, ob ich nach meinem Tode noch etwas hoffen könne, so kann mir zu Sinn kommen, den Wollüsten nachzuhängen, und der schweren Ausübung der Tugend zu entsagen: gemäß jenem: Lasset uns essen und trinken, morgen werden wir sterben, und nach dem Tode ist kein Vergnügen mehr!

Die Einwendung läßt sich vollkommen widerlegen. Der Mann, welcher für wichtige Wahrheiten strengen Beweis fordert, kann sich von der Gewißheit des Nichtmehrseins nach dem Tode niemals überzeugen. Für beide Sätze des Widerspruchs: Sein und Nichtmehrsein streiten unverwerfliche Gründe: die Wahrheit bleibet dem Sterblichen verdecket.

Dieser schwebet also über das Zukünftige zwischen Furcht und Hoffnung. Dauert sein Dasein über die Gränze seines Lebens hinaus, so muß er, wenn er hoffen soll, jenseits glückselig zu sein, diesseits so gelebet haben, daß ihm bei seinem Hinscheiden Tugend und Bewußtsein zur Seite stehen. Hat sein Dasein mit diesem Leben ein Ende, so muß er so gelebet haben, daß er sich in seiner letzten Stunde mit Vergnügen erinnern kann, er habe sein Dasein genossen.

Glückseliger Mittelstand, in welchen uns die Ungewißheit über die wichtige Frage, ob wir unsterblich sein, versetzet! Die Tugend des Philosophen verbietet ihm nicht nur den Genuß der sinnlichen Vergnügungen nicht, sondern fodert ihn sogar in gewissem Maasse dazu auf, weil sie dem Menschen Schwungkraft geben, seine Fähigkeiten zu entwickeln. Sie setzet sich aber allemal zugleich selbst zum Mittelpunkt der Glück-

seligkeit, und belohnet ihre Anhänger auf der Stelle mit Vergnügen und Zufriedenheit. Weit über die Unfälle dieses Lebens erhaben, machet sie sogar denjenigen noch glückselig, dem das Schicksal alle Glücksgüter, und mit denselben jede Lust zu Wollüsten geraubet hat.

Wie viel gewinnt ihr Werth bei den Finsternissen, welche über dem Grabe herschen! der Mensch, welcher seine Glückseligkeit jenseits desselben erwartet, wird oft nachlässig und träge: ein Verächter der unschuldigsten und angenehmsten Geschenke der Natur: ungeschliffen, leutscheu, ungelehrig, und unempfindsam. Hingegen der philosophische Freund der Tugend, für den es über eine zukünftige Glückseligkeit keine Gewißheit giebt, schlägt sich hier ein bleibendes Gezelt auf, und suchet sich hier schon in gewissem Maasse festzusetzen.

In seiner Jugend verschaffet er sich Kenntnisse von Dingen, die ihn lebenslang glückselig machen können. Er bereitet sich, Bürger, Gatte, Vater, Hausvater, Freund

und Menschenfreund, alles vollkommen in einer Welt zu sein, welche ihm vielleicht allein zu seiner Glückseligkeit geschenket ist. Wenn der, welcher sein Auge auf ein zukünftiges Leben richtet, sich zufrieden giebt, so viel Erziehung zu haben, als ihm nöthig ist, sich fortzubringen, so setzet unser junge Mann dem unumgänglich nothwendigen noch solche Kenntnisse bei, welche das Leben vergnügt und angenehm machen, und dem sittlichen Menschen selbst mehr Vollkommenheit verschaffen.

Diese Denkungsart hat auch Einfluß auf die Wahl seines Standes, und der Gehülfin seines Lebens. Lieber Gott! wie viel unglückliche Wahlen wären unterblieben, wenn man junge Leute frühzeitig genug auf den Grundsatz aufmerksam gemacht hätte: W ä h l e s o, a l s w e n n n a c h e i n e r u n g l ü c k l i c h e n W a h l j e n s e i t s n i c h t s m e h r w ä r e, d a s d i c h s c h a d l o s h a l t e n k ö n n t e.

Als Mann genießt er die angenehmen Früchte seiner edeln Erziehung in den Ar-

men eines trauten, seiner würdigen Weibes, und im Kreise einer lieben Familie von süssen Kindern und warmen Freunden. Mitleidig bricht er auch dem Dürftigen sein Brod, und theilet ihm von dem Ueberflusse mit, welchen er sich durch die vortrefliche Entwicklung seiner Fähigkeiten zu verschaffen im Stande ist. Für Liebe, Freundschaft und Mitleiden hat er, wie wir sehen werden, einen besondern Sinn, dessen derjenige nicht fähig ist, für welchen die Hoffnung einer Unsterblichkeit Gewißheit ist. Da seine Glückseligkeit einmal schlechterdings an dieses Leben gebunden ist, so ist es natürlich, daß er den Gegenstand unaussprechlich ehre, durch welchen er das selige Vergnügen der holden Liebe geniesset, und ihre Früchte schmecket. Er schließt sich näher an die Gehülfin seines Lebens an, schenket ihr mehr Vertrauen, und liebet sie standhafter, als wenn er sich einbildete, er habe seine Glückseligkeit zwischen diesem und einem andern Leben zu theilen. Solchergestalt versichern ihm Liebe, Sanft-

muth und Gefälligkeit die erste und vornehmste Stütze seiner Glückseligkeit in der menschlichen Gesellschaft: Ein gutes rechtschaffenes Weib, und gute, folgsame Kinder.

Kann er nicht zuverlässig erwarten, daß er in einer andern Welt in Gesellschaft der Menschen ewig glückselig sein werde, so ist es ihm um so viel wichtiger, dieses zu sein, so lange er hier lebet. Er befleisset sich deswegen, selbst gut und edel zu sein, damit er sich der Gesellschaft guter und edler Menschen würdig mache. Er ist gefällig, zuvorkommend, gastfrei, offenherzig, und dienstfertig. Weil er nicht weis, ob es noch einen andern Himmel, als auf diesem Planeten giebt, auf den ihn die Natur gesetzet hat, so verschiebet er es nicht bis dorthin, sich den höchsten und angenehmsten Genuß der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen, sondern strebet schon itzt nach der größten möglichen Vollkommenheit der gesellschaftlichen Tugenden.

Zu diesen gehöret das Mitleiden, und die Barmherzigkeit gegen leidende Menschen. Wenn er einmal den Gedanken zu Gemüth gefasset hat: hiernieden, vielleicht allein, sei der Himmel aller Menschen: wenn er zugleich das Unvermögen tausend Armseliger erwäget, sich irgend eine Art von Vergnügen, ausser was ihnen etwan ihr Herz gewähret, zu verschaffen: und wenn er einmal empfunden hat, wie wohl es thut, Thränen des Kummers in Thränen der Freude und Dankbarkeit zu verwandeln; alsdenn ist es ihm Himmelsfreude, auch um sich herum eine kleine Welt elender Menschen, ihrer Glückseligkeit näher gebracht zu haben, denen er nicht Almosen: denen er einen Theil ihres Himmels gegeben hat.

Setzen wir unsern Tugendfreund an den Rand seines Lebens. Er, der sein Lebtage das Stundenglas seiner Sterblichkeit vor seinen Augen hatte, sieht auch itzt dessen letzte Körner durch die Oeffnung

fallen, und verlieret seine Heiterkeit nicht. Wie diese ausgeflossen sind, so sieht er das Maas seiner Glückseligkeit voll, und freuet sich, daß er gelebet hat, und in den Herzen seiner Angehörigen und Freunde, und derer, denen er Wohlthaten erwies, annoch lebe. Er verläßt dieses Leben, wie ein guter Schauspieler die Bühne: glückselig durch Bewußtsein und Beifall. Kann er auch diesen nimmermehr mit anhören, so begleitet ihn doch Bewußtsein mit dem süssen Gefühle der Rechtschaffenheit bis an die äusserste Gränze der Bühne, über welcher Nichts mehr, oder alles gelegen ist, was ihn in Zukunft unablässig glückselig mache.

Offenbar verleitet die Betrachtung der Ungewißheit einer Unsterblichkeit zu solchen Schlüssen. Gesetzt aber ein junger Mensch, welcher gehöret hat, das Dasein eines andern Lebens wäre so gewiß nicht, als ihm von Kindesbeinen auf versichert wurde, werde dadurch zum Gegentheil verleitet: ist nicht zum wenigsten in diesem Falle der

Grundsatz von der erstgenannten Ungewißheit schädlich?

Auch in diesem Falle ist er es durch sich selbst nicht. Ungewißheit eines Erfolges ist allezeit Mutter der Behutsamkeit. Wenn der Verstand sagt, er wisse nicht, was es nach diesem Leben geben werde, Tod oder Vergeltung: so antwortet unfehlbar das Herz: Ich will mich auf beide Fälle gefasset halten: leben, daß ich mein Leben so geniesse, als wenn hernach nichts mehr wäre; und zugleich so leben, als wenn jenseits des Grabes noch eine Vergeltung wäre.

Unterdessen hat das Herz seine eigene Logik. Absichten, die uns schmeichelhaft sind, zu erreichen, lenken wir unsre Aufmerksamkeit gewöhnlich mehr auf solche Gründe, welche deu Satz erweisen, der sie begünstiget, und vernachlässigen die entgegengesetzten. Solchergestalt glauben wir oft während einer Bewegung des Gemüths einen vollständigen Erweis zu ha-

ben, der unsre Leidenschaft rechtfertige; und finden erst nach beruhigtem Herzen, daß er von demselben nur erschlichen worden sei. Dieses könnte nun auch bei unsrer Frage von der Unsterblichkeit der Fall sein.

Wie leicht kann es geschehen, daß ein junger Mann, dem sein wallendes Blut zum Genusse der Wohllüsten auffodert, also philosophire: „Was wir in der ganzen Natur finden, ist Hinfälligkeit. Jedes Ding entsteht, genießt eine Zeitlang sein Dasein, und wird alsdenn von dem grossen Wirbel der Dinge wiederum verschlungen. Dieses ist das Schicksal aller Dinge, vom leblosen Steine bis zum Menschen. Alles hängt als eine Kette zusammen, von welcher das niedrigste Glied die Erdart, und das höchste der Mensch ist. Daß dieser Vernunft besitzet, das setzt ihn über die Reihe der Dinge nicht hinaus, sondern giebt ihm nur zu Folge der Stätigkeit den ersten Rang in einer Gliederfolge, die ganz und gar Einem und

demselben Gesetze: Sein, und Nichtmehrsein! unterworfen ist. Der Mensch also wird gleich den übrigen Dingen, wenn es an ihn kömmt, nicht mehr sein."

„Es ist aber für alle übrige Dinge ein allgemeines Naturgesetz, daß sie ihr Dasein in so viel Wohllüsten geniessen, als ihrer Natur angemessen ist. Wer kennet nicht schon das eheliche Vergnügen der Pflanzen? Thierchen, die nur einen Tag zu leben haben, weihen ihn dem Genusse der Wohllust, und sterben. Alles paaret sich, erzeuget Junge, und suchet Futter. Der Mensch findet sich zu eben dem Zwecke von der Natur ausgerüstet, und durch seine ganze Sinnlichkeit dazu aufgefodert. Was hält ihn zurük, als nur Vorurtheile, und nachtheilige Folgen?"

„Laß sehen, wie er sich in Ansehung beider zu verhalten habe. Ueber Vorurtheile muß er sich als Philosoph wegsetzen: und was die nachtheiligen Folgen betrift, was sind denn das für welche? Kanken-

bett; und frühzeitiger Tod. Sind aber vom ersten auch sogar nur diejenigen frei, welche enthaltsam Leben? Und zählen wir nicht vielmehr eben so viel alt gewordene Wohllüstlinge, als Enthaltsame? Freilich mögen diese in ihrer Jugend enthaltsam gelebet haben. Gesetzt nun, es erfolge nach einem kurzen, aber ersättigenden Genusse Krankenbett und Tod: ist es nicht besser eine kurze Zeit vollkommen genossen zu haben, als in einem Schneckenleben von hundert Jahren zu wenig? Ist Wohllust ein für allemal der Zweck des Menschen, so sind die Jahre, welche über das Ziel hinauslaufen, das die Natur der Wohllust gesetzet hat, ohne das nimmermehr in Rechnung zu bringen, und der Tod muß alsdenn sogar willkommen sein. Kömmt er langsamer herangezogen, als es erwünschlich ist, so hat der Mensch Mittel, seinen Gang zu beschleunigen, und ihn vor sein Krankenbett, damit er nicht leiden müsse, zu berufen: ein Vorrecht, welches der Mensch vor den Thieren allein voraus hat. Lasset

uns also mit Rosen krönen, so lange sie blühen. Morgen werden sie ihre Blätter wiederum verlieren."

Der junge Philosoph, den ich itzt sprechen lies, ist kein Ideal, das ich mir selbst gestaltet habe. Es giebt junge Epikurer von solchen Grundsätzen auf den Akademien. Diese nehmen nun freilich den Grundsatz: Nimmersein nach dem Tode: als ungezweifelt an, und werden durch ihn auf Irrthümer geleitet, welche die Gründe ihrer Glückseligkeit für ihr ganzes Leben untergraben. Was soll solche junge Schwärmer zur Vernunft bringen, oder schon vor der Ausschweifung in den Schranken erhalten? Religion, oder Philosophie? Saget ihr, Religion: o so reiniget sie erst von allen Dingen, die sie in den Augen junger Denker verächtlich machen. Entfernt von ihr alles Willkührliche, und jeden Zwang der menschlichen Freiheit. Lasset ihre Diener selbst Menschen sein, wie alle übrige Menschen sind. Nehmet Ceremonien und Geheimnisse weg, mit denen sie sich

ohne Zweck groß machet, und lasset sie in ihrer ersten, reinen, in dem Evangelium entworfenen, einfachen Gestalt, als wohlthätige Führerin der Menschen zu ihrer Glückseligkeit, erscheinen. Schwesterlich wird sie alsdenn die Philosophie umfangen, und beide Arm in Arm, werden den jungen Menschen auf den Pfad leiten, welcher unfehlbar zu dem Tempel der Glückseligkeit führet.

Ich kenne keine grössere Verführung zur Ausschweifung für junge Leute, wenn sie zu denken anfangen, als die Religion, wie sie itzt noch in vielen Ländern beschaffen ist. Es thut mir Leid, daß ich dieses sagen muß: aber es ist eine Wahrheit, mit der mich ein kindliches Zutrauen mancher braver Jünglinge bekannt gemachet hat. Niemand ist in Abrede, daß in Religionssachen noch grosse und wichtige Veränderungen vorgenommen werden müssen, bis die Religionen eine Gestalt bekommen, an welcher eine mässige und billige Kritik der Philosophie nichts zu tadeln finde. Dieses Unförmige,

das weggeschaft werden soll, fällt jungen Beobachtern zuerst in die Augen, und machet mit dem hohen, und dreisten Tone, den die Diener der Religion gewöhnlich annehmen, einen so gräßlichen Gegensatz, daß die aus den Kinderjahren mit hergebrachte Hochachtung für ihre Lehren in die unversöhnlichste Verachtung übergeht.

Der einzige Beweggrund eines unbedungenen Beifalls bei dem Kinde, das Vertrauen auf eine richtige, und keinem Irrthume unterworfene Einsicht eines Lehres, der sich in einer wichtigen Sache das Ansehn einer Unfehlbarkeit giebt, fällt mit der Ueberlegung weg, daß es eine wahre Mühe koste, Geheimnisse, welche man dem Kinde als die ersten und nothwendigsten Wahrheiten vorlegte, gegen die gemeinsten Auffoderungen der Philosophie zu vertheidigen: und daß man in andern Stücken, welche zur äusserlichen Zierde der Religion dienen sollten, ihre unläugbare Blösse nimmermehr verbergen könne. Dafür scheinet

sich nun die in dem Kinde beleidigte Menschheit durch die gänzliche Unglaublichkeit des Jünglings zu rächen, welcher sich itzt keinem andern Führer anvertrauen will, als den er, der noch nicht Weisheit und Erfahrung genug hat, am wenigsten wählen sollte: seinen Eigendünkel. Ein Glück für ihn, wenn er einen Freund findet, der ihn nimmermehr durch Religion, deren Namen er verabscheuet, sondern durch bessere Philosophie leite, als diejenige ist, welche er sich selbst im Gewirre seiner Leidenschaften in die Arme wirft.

Was ich nur erst angeführt habe, ist Erfahrung, welche jeder redliche Freund der Wahrheit im Umgange mit jungen Leuten selbst machen kann, wenn er die diktatorische Priestermine abzulegegen, und sich mit Darlegung eines schlichten und offenen Menschenherzens ihres Vertrauens würdig zu machen weis.

Wie oft kam mir bei solchen Gelegenheiten in Sinn, daß es besser wäre, Kindern schlechterdings gar keinen: heranwach-

senden Jünglingen aber nur einen historischen Unterricht der Religion zu geben, von welchem sich der entscheidende Ton der Unfehlbarkeit gänzlich entfernen müßte. Wissen doch die gelehrtesten Lehrer der Religion nicht mehr von ihr, als was sie historisch wissen. Warum soll man, was sie erst durch Vernunftschlüsse herausgeklügelt haben, und was noch itzt unter Männern vielen Widersprüchen ausgesetzt ist, zum Unterricht der Kinder, und zwar mit einem Meistertone machen, gegen den niemand mucksen darf? Was allen Menschen zu ihrer Glückseligkeit nothwendig ist, muß ausser allem Zweifel gesetzet sein, und vor dem Einfältigen, wie vor dem Gelehrten ohne Widerspruch daliegen. Ich denke also, wenn man dem Kinde einmal den Grundsatz an das Herz geleget hat: trachte dich glückselig zu machen! habe man ihm noch eine Menge Wahrheiten vorzutragen, die ihm nützlich und nothwendig sind, ehe man

ihm von der Erbsünde bis zur Auferstehung der Todten alle Geheimnisse der Religion bekannt machen soll.

Ich, sage ich, denke also: und ich will mich gar wohl des Gegentheils bescheiden, wenn jemand ist, der mich aus näherer Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen: nicht aus voraus angenommener Hochachtung für die Geheimnisse der Religion, oder für die hergebrachte Art, Kinder mit diesen Geheimnissen eben sobald, als mit ihrer Muttersprache bekannt zu machen, überzeugen kann, daß es besser sei, die Sache beim alten Herkommen bewenden zu lassen, als diese Neuerung in die Erziehung einzuführen.

Bis dahin glaube ich überzeugt zu sein, ein junger Mensch, dem man schon als Kinde den Grundsatz von der Ungewißheit der Unsterblichkeit mit allen Schlüssen, welche die Philosophie daraus herleiten kann, an das Herz geleget hätte, würde als Jüngling wichtigere Beweggründe in Bereitschaft haben, den Reizungen zu wohllüstigen Ausschwei-

fungen zu widerstehen, als der, welcher alle Geheimnisse der Religion weis, und zuletzt aus Ursachen, die ich nicht wiederholen mag, keins glaubet.

Von den Kindsbeinen an zu einem ernsten Bestreben nach Glückseligkeit geleitet, welche durch Rechtschaffenheit und Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten erworben wird, und in dem Genusse der Früchte der Tugend und eines gebildeten Geistes besteht, wird er die Trugschlüsse seines Epikurism bald einsehen, und, ohne die Stufenleiter der Dinge zu unterbrechen, sich überzeugen, daß vom Nichtgenusse der Wohllüste, welcher offenbar in den Erdarten statt hat, bis zu ihrem geringsten, ganz mechanischen Genusse, welchen wir in den Pflanzen wahrnehmen, kein kleinerer Sprung der Natur sei, als vom thierischen und ganz sinnlichen Genusse zu dessen Bezäumung durch die Vernunft, wenn und wo diese die Selbsterhaltung, und die Aufrechthaltung der menschlichen Gesellschaft nothwendig machet. Er wird einsehen, daß sich auch Thiere nicht

zum Opfer der Wohllust machen: vielmehr, daß ihnen, wegen der Erhaltung ihrer Art, der Geschlechtstrieb von der Natur bald entzogen, bald wiederum auf eine kurze Zeit verliehen ist. Diese Haushaltung der Natur wird ihn lehren, daß ein höherer Werth auf dem thierischen Leben liege, als ihn der Hang zur Wohllust glauben machet, und daß dem Menschen nicht darum Vernunft verliehen sei, Mittel ausfindig zu machen, wie er seine Lüsternheit befriedige, sondern wie er sich wesentlichere und dauerhaftere Arten des Vergnügens verschaffen möge. Hat die Natur das Ziel des menschlichen Lebens weiter hinausgestecket, als der Wohllüste, so habe sie eben dadurch den Beweis gemacht, daß noch etwas edleres, als Wohllüste, der Zweck des Menschen sei. u. s. w.

Nicht von vorzüglicherm Belang ist die Einwendung gegen die Wichtigkeit des Grundsatzes von der Ungewißheit der Unsterblichkeit, welche von den Gefahren hergeholet wird, welche daraus für die bürgerliche Gesellschaft entstehen könnten: Treulosig-

keit, Uebervortheilung, Königsmorde, Bürgermorde, Selbstmorde. Der Beweisgrund kann folgendermassen vorgetragen werden. Wenn der Mensch jenseits des Grabes keinen Richter seiner Handlungen zu fürchten hat, so bleibet Rechtschaffenheit für ihn nur ein Staatskleid, in welchem er sich der menschlichen Gesellschaft zur Pracht zeiget: von ihren Augen entfernet, wirft er es ab, und ist ganz Eigennutz. Er empfindet, daß es wohl thue, sich Vergnügen zu schaffen: Was ist ihm daran gelegen, auf wessen Unkosten das geschehe? Was kann Treue und Redlichkeit gegen seine Vortheile für ein Gegengewicht haben? Der König übertrage ihm einen Theil der Staatsverwaltung: dieser Posten fordert einen edeln Mann, welcher Herr über seine Begierlichkeiten sei. Welchen Beweggrund hat er, dieser zu sein? Er sei Bürger, und die Gesetzgebung hindere den Fortgang seines Gewerbes. Weg mit dem Könige, denkt er, der diese Gesetze gab! Ein mächtiger Gegner widersetze sich seinen

Absichten: man versucht es, ob er die Beute theilen will, die man zu machen vor hat. Will er nicht, was hindert, sich denselben vom Halse zu schaffen? Giebt es nicht heimlich gemischte Giftbecher, und heimlich gedungene Dolche, durch die das ohne Geräusche geschehen mag? Er soll länger, als ihm lieb ist, auf seine Erbschaft warten müssen. Was ist die Heiligkeit, die in der Person seines Vaters oder Wohlthäters stecket, die ihn abhalten soll, dessen Tage zu beschleunigen? Vorurtheile, und Folge der Erziehung. Endlich, es sei alles um ihn herum seinem Vorhaben hinderlich, und kein Mittel übrig, sein Glück auf einen festen Fuß zu setzen. Was kann er bessers thun, als sich an seinen Feinden rächen, und sich alsdenn in die Arme des Nichts werfen, aus denen er gekommen ist?

Hingegen, sobald man weis, daß man einen Richter über sich habe, dem man zu seiner Zeit Rechenschaft über alle Handlungen seines Lebens abzulegen hat, eben sobald

werde Ordnung und Sicherheit unter den Menschen sein.

Lasset uns diese Einwendung genau untersuchen. Es giebt in Ansehung des Glaubens an Unsterblichkeit, und was mit ihr verbunden ist, vier Klassen der Menschen. Eine derselben kömmt gar niemals an die Frage über die Unsterblichkeit. Reisende und Glaubensprediger versichern dieses von verschiedenen indischen Völkern: aber man hat dessen ungeachtet kein Volk gefunden, bei welchem die ersten und allgemeinsten Grundsätze der Menschlichkeit nicht zu Hause gewesen wären. Man kennet überall in gewissem Maasse das Mein und Dein, und unterscheidet zwischen Eingebohrnen, Fremdling und Feind. Gastfreiheit ist allen Völkern so eigen, als Patriotismus, Familienliebe und Zärtlichkeit gegen das eigene Blut. Man ist überall feindselig, oft grausam gegen die Feinde des Staats, und überall geneigt, Friede und Ordnung unter den Bürgern zu erhalten. Auch diejenigen Völker, die sich über die Frage wegen der Unsterblichkeit nicht

bekümmern, nehmen sich von diesen allgemeinen Gesetzen der Menschlichkeit nicht aus. Wenn dieses so ist, wie uns diejenigen allgemein versichern, welche mit solchen Völkern bekannt geworden sind, so folget, daß Hinsicht auf ein zukünftiges Leben, was für Vortheile sie auch den Menschen verschaffen mag, gewiß keine von den allgemeinsten Bedürfnissen der Menschheit sei, ohne welche sie gar nicht bestehen könnte.

Eine andere Klasse der Menschen glaubet schlechtweg an Unsterblichkeit, und an zukünftige Belohnungen und Strafen. Diese ist aus allen die zahlreichste. Heiden, Juden, Christen und Mahumetaner *) gehören unter sie. Es gehöret nicht hieher, zu untersuchen, aus welchen Gründen ein anderes Leben geglaubt werde: genug, daß alle Glaubige, Heiden, Juden, Christen und Mahumetaner ihren Glauben mit Gut und Blut schon verfochten haben, und, wenn

*) Ich habe diese Religionsparteien nach der Ancienität gereihet.

man sie thun läßt, wie sie wollen, noch heutzutage zu verfechten bereitet sind. Dessen ungeachtet wissen wir aus der Geschichte und Erfahrung, daß Heiden, Juden, Christen und Mahumetaner, trotz ihres Glaubens an einen zukünftigen Richter ihrer Handlungen in Ansehung dieser der Menschheit insgemein nicht mehr Ehre machen, als die wilden Völker, welche niemals nach Unsterblichkeit gefraget haben. Man betrüget, stiehlt, plündert und mordet in der ganzen Welt, und in solchen Ländern vorzüglich, wo man es mit dem Kopfe bezahlen müßte, wenn man an der Unsterblichkeit zweifelte. Wieder ein Beweis, daß der Glauben an sie den Menschen nicht bessere!

Die dritte Klasse läugnet die Unsterblichkeit schlechtweg. Sie erträgt eine Unterabtheilung in drei besondere Arten von Unsterblichkeitsläugnern. Eine schließt mehr als sie sollte, und läugnet etwas, dessen Gegentheil nicht streng bewiesen werden kann. Sie fehlet also zum wenigsten gegen

die Gesetze der Vernunftlehre, wenn man auch zugäbe, daß ihr Schluß objektivisch wahr wäre. Die andere schließt sich an die erste an, weil es doch einmal der Ton ist, das Dasein eines andern Lebens zu läugnen. Die dritte ergreift diese Partei, weil sie geheime Ursachen hat, zu wünschen, daß es jenseits keinen Richter unsrer Handlungen geben möge. Diese suchet ihr Gewissen unter den Aussprüchen vernünftiger Männer in einen sanften Schlaf zu wiegen. Diese letzte Art Menschen allein ausgenommen, welche von der Unsterblichkeitsläugnerei nicht erzeuget, sondern nur in den Schutz genommen wird, sind, so viel mir bekannt ist, die übrigen bisher ganz unschädliche Menschen gewesen. Griechen und Römer, welche in ihrer Staatsklugheit sehr philosophisch zu Werk giengen, sind niemals auf den Gedanken verfallen, ihren Unsterblichkeitsläugnern unter der Rubrik: Oeffentliche Sicherheit: die Duldung zu verweigern. Für äusserliche Verbrechen reichten ihnen die Gesetze hin, den Staat sicher zu stellen: in-

nerliche Ruchlosigkeit aber zu verhindern, schienen sie der allmächtigen Stimme der Natur überlassen zu haben.

Noch ehe es weise Männer unternahmen, diese Stimme dem Volke zu erklären, und ihre Aussprüche unter dem Namen Philosophie auf ein Lehrgebäude zu bringen, und der Welt bekannt zu machen, gab es schon Ordnung, Ruhe und öffentliche Sicherheit in der Welt, und sicherheitverschaffende Strafgesetze, durch welche diejenigen zu paaren getrieben wurden, deren Handlungen der allgemeinen Stimme der Natur in Ansehung der menschlichen Gesellschaft widersprachen. Man kannte das Gefühl, welches der Mensch besitzet, fremde Empfindungen sich eigen zu machen, und von fremden Gemüthszuständen auf ähnliche Art, wie von seinen eigenen gerührt zu werden, aus ihren wohlthätigen Wirkungen viel früher, als man ihm nur einen Namen zu geben wußte, und man war von dessen Stärke so sehr überzeuget, daß man ihm die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft vor dem Da-

sein der Gesetze und Religionen anvertraute: und die Menschen stunden wirklich in guter Verwahrung. Es mußte der Sinn dieses Gefühls bei rohen Mitgliedern der Gesellschaft sehr stumpf geworden sein, wenn es nöthig war, ihn durch äusserliche Zwangmittel zu schärfen. Erst wie sich die Menschen, und mit ihnen Rohigkeit und Unwissenheit zu sehr vermehrten, war es nöthig, die Aussprüche der Stimme der Natur in Stein und Erz zu graben, damit sie durch diese Sinnbilder der eigenen Gesinnungen ihrer Herzen auf sie aufmerksam gemacht, niemals versäumen sollten, ihnen Folge zu leisten.

Diese uralten Denkmähler menschlicher Gesinnungen haben sich weit über die Dauer der Steine und Erze, in die sie ursprünglich gegraben waren, zu allen Zeiten und bei allen Völkern auf eine übereinstimmende Weise erhalten, und sind, wenn ihnen auch die Urschrift selbst niemals zu Gesicht

kam, während man sich über tausend andere Meinungen mit Feuer und Schwerd einander verfolgte, trotz jeder Barbarei, allgemein anerkannt, und von allen Menschen verehret worden.

Solchergestalt hat es bei allen freien Völkern Männer von Kopfe und Gelehrsamkeit gegeben, welche sich kein Bedenken machten, die Unsterblichkeit *) geradezu zu läugnen. Ihre hinterlassene Schriften machen ihrem Witze und ihren Einsichten Ehre: ihre Philosophie aber verleitete sie wohl zuweilen zu Wohllüsten: niemals zur Untreue gegen das allgemeine Gefühl der Menschheit, auf welchem die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft, und eines ganzen Staats beruhet: sonderbare und wenige Fälle ausgenommen, welche unter denjenigen Menschen eben so zahlreich zum Vorschein kommen, von denen man weis, daß sie schwärmerisch für die Lehre von der Unsterblichkeit eingenommen sind.

*) Mit Grund oder Ungrund, thut nichts zur Sache.

Ich glaube, daß dieses hinlänglich beweise, daß die Unsterblichkeitsläugnerei, wenn sie ein Irrthum ist, ein der menschlichen Gesellschaft ziemlich unschädlicher Irrthum sei. *) Wie viel weniger also hat sich der Staat vor der vierten Klasse der Menschen zu fürchten, welche bekennen, daß sie weder für die Unsterblichkeit, noch für das Gegentheil einen überzeugenden Beweis haben. Diese unschuldige Menschenklasse hält zwischen

*) Was hier von den Unsterblichkeitsläugnern gesaget wird, entnervet den Hauptgrundsatz nicht. Dieser ist, es sei dem Menschen, wie er ist, besser, von dem, was jenseits sein mag, nichts zu wissen; als für Sein oder Nichtmehrsein einen unumstößlichen Beweis zu haben. Da der Unsterblichkeitsläugner diesen nicht hat, so bleibt unerachtet seines Widerspruchs sein Herz der Stimme der Natur getreu, und die menschliche Gesellschaft in ihrer Sicherheit. Oder: es giebt nur theoretische; aber (zum wenigsten in Ansehung des Staats) keine praktischen Unsterblichkeitsläugner.

den Schwärmern den Mittelweg, und steht der Klasse der Unbekümmerten gerade gegenüber. Weil sie sich auf nichts verläßt, was sie sich nicht schon hiernieden verschaffen kann, so ist sie auf dem Wege, die größte mögliche Vollkommenheit dieses Lebens zu erreichen: und weil sie sich vor einem zukünftigen Richter menschlicher Handlungen nicht ganz sicher zu sein glaubet, so vermeidet sie alles, was sie einmal vor dessen Richterstuhle nicht verantworten zu können denket. Sie hat also innerliche und äusserliche Beweggründe zur Rechtschaffenheit, und ist, was weder die Glaubigen noch die Unsterblichkeitsläugner sind, auf beide Fälle, des Seins oder Nichtseins, glückselig.

Vorfälle, die sich mit der verworfensten, rohesten und niedrigsten Klasse der Menschen begeben, erläutern oft die verworrensten Fragen. Wir wollen auch die Frage, ob es nicht besser wäre, dem gemeinsten Volke den Grundsatz der Ungewißheit des zukünf-

tigen Lebens, als den entgegengesetzten öffentlich zu predigen, und ihn von Jugend auf, den Herzen der Menschen allgemein einzuprägen, bei solchen Vorfällen studiren. In allen Ländern treten Rotten des verworfensten Gesindels zusammen, sich mit Rauben und Stehlen zu erhalten. Ihr Charakter ist gewöhnlich folgender. Durch Geburt, Erziehung, oder Zufälle ausser Stand gesetzet, sich in der Gesellschaft der übrigen Menschen ehrlich und gemächlich zu nähren, werden sie verleitet, sich durch Dieberei zu erwerben, was sie durch Arbeit verdienen sollten. Die ersten Versuche gelingen, und mit ihnen wächst der Reiz zum Müssiggange und zum Laster: zugleich aber nehmen die Einsprüche der Stimme des Gewissens ab, und die Schwierigkeiten, zur Rechtschaffenheit zurückzukehren, zu. Die Unsicherheit, und die Ungenügsamkeit, ohne Gehülfen zu stehlen, macht in ihnen den Trieb rege, es in Gesellschaft zu thun: Sie suchen, und (als wenn es ihnen die

Natur auf die Stirne geschrieben hätte, wessen Geistes Kinder sie sein) finden gleiche Gesellschaft. Durch diese Verbindung ganz von der Gesellschaft der übrigen Menschen getrennt, sind sie, wie ein Schiff auf dem Meere, welches Segel, Mastbaum und Steuerruder verlohren hat, und dem Spiele der Winde überlassen ist. Einen, obwohl einen schadhaften, doch den einzigen Anker haben sie noch übrig, auf den sie sich verlassen, die Verheissungen der Religion. „Zuletzt können wir „noch Busse thun, und, wenn bei den „Menschen keine Gnade mehr ist, unge„achtet unseres ruchlosen Lebens, Begna„digung vom Himmel erhalten, und un„ter der Hand des Henkers für einige „harte Minuten eine ewige Seligkeit ver„dienen!“ Dieser Gedanke machet sie verwegen genug, eine schädliche, und die Menschheit entehrende Rotte auszumachen; doch aber zugleich zu zaghaft, sie bis an ihr Ende zu bleiben. Denn wenn wir an edeln und rechtschaffenen Menschen Beispiele

der Entschlossenheit haben, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, so werden wir bei einem verworfenen und nichtswürdigen Gesindel, wenn es übermannt wird, anstatt einer verzweifelten und blutigen Gegenwehr fast allemal die Entschliessung gewahr werden, sich zu ergeben, und viel lieber ein schimpflicheres und schmerzhafteres Ende ihres Lebens, mit der Zuversicht einer glückseligen Unsterblichkeit zu erwarten, als mit Verlust ihrer erwarteten Seligkeit ihre Haut den Dienern der Gerechtigkeit theuer zu verkaufen.

Welchen Eindruck kann auch die Hinrichtung eines solchen ruchlosen Verbrechers, als exemplarische Strafe, auf ein Volk machen, welches in der ungezweifelten Erwartung eines künftigen Lebens steht, und den öffentlichen Sünder nach den äusserlichen Kennzeichen seiner Busse einer glückseligen Unsterblichkeit mit frohem Muthe entgegen wallen sieht? Der Beistand eines Predigers, welcher sich Mühe

giebt, die letzte Stunde des Ruchlosen so erbaulich zu machen, als ihm möglich ist, und die Früchte seines Eifers glänzend erscheinen zu lassen: die öffentlich erscheinende Zerknirschung des Sünders selbst, und die zuletzt gehaltene Leichenrede, in welcher man immer doch ein Paar Worte zum Ruhme der abgeschiedenen Seele zu sagen pflegt, was sind das anders, als so viel Aufmunterungen für den Pöbel, auch ein so seliges Ende zu nehmen? *) Hat man nicht Beispiele, daß dieser Gedanke, zur Schande der Menschheit, manches Mägdchen, das des Lebens satt war, oder sich schämte vor den Augen der Menschen das zu sein, zu was sie die Natur

*) Es ist nichts neues bei solchen Gelegenheiten einen Schafskopf von einem Prediger vor dem Volke den ausdrücklichen Wunsch äussern zu hören: Gott wolle einmal sein Ende dem Ende dieses öffentlich büssenden Sünders ähnlich machen. Wenn das ein Geistlicher von sich sagt, was bleiben dem Volke für Wünsche übrig?

gemacht hatte — Mutter! mit Dolch und Gift gegen ihr eigen Blut bewaffnete: *) Beispiele, daß Menschen darum Missethäter, oder ihre eigenen Ankläger wurden, damit sie ihr Leben durch ein so seliges Ende unter den Händen des Henkers beschliessen könnten? **)

*) In einem gewissen Reiche war es üblich, wenn ein Mägdchen für einen Kindermord öffentlich büssen mußte, sie prächtig zu kleiden, mit Blumen zu zieren, und als eine dem Himmel geradeswegs entgegen gehende Büsserin, mit Sang und Klang zum Blutgerüste zu begleiten. Eine Menge der schönsten und wackersten Mägdchen gieng in kurzer Zeit diesen Weg zu ihrer Seligkeit. Einmal verordnete die Regierung, die nächste Kindermörderin sollte ohne Geistlichen und ohne Pracht von dem Schinder zum Rabenstein geführet werden. Dieses geschah; und die solchergestalt büssen mußte, hatte keine Nachfolgerin mehr.

**) Das gemeine Volk hängt ganz von sinnlichen Eindrücken ab. Welche Wirkung würde es bei ihm machen, wenn man ein für allemal dem hinzurichtenden Sünder den Beistand eines Geist-

Mancher andere gemeine Sünder, dem es nicht darum zu thun ist, auf dem Blutgerüste zu sterben, der aber durch seinen Lebenswandel den Beweis machet, daß er keines ihn zur Rechtschaffenheit weckenden Gedanken fähig sei, kehrt sich, wenn ihm eine schwere Krankheit mit dem Tode drohet, zu Gott. Der Geistliche, den er rufen läßt, spricht ihm Muth und Hoffnung ein: und der Mann, welcher sein Lebtage ruchlos war, und weder Pflichten, noch Tugend kannte: gegen den die Thränen der unterdrückten Unglücklichen, der ungerechte Wucher und die verführte Unschuld zum Himmel schreien, schließt

lichen von dem Augenblicke angefangen ganz versagte, da er dem Volke vorgeführet wird! Für die Ruhe und Sicherheit seiner Seele möge er innerhalb den Mauern des Gefängnisses, so gut er wolle, gesorget haben: aber das Volk, für welches die Todesstrafe exemplarisch sein soll, muß nicht die geringste Veranlassung haben, sie nicht nur nicht als erwünschlich sondern nicht einmal als tröstlich anzusehen.

seine Augen in Frieden und Ruhe, und segnet mit der Zuversicht einer glückseligen Unsterblichkeit dieses Zeitliche, welches er, so lange er lebte, mit Lasterthaten geschändet hatte.

Saget mir, machen diese Folgen der Zuversicht, mit welcher man der Unsterblichkeit als einer ganz ausser Zweifel gesetzten Sache entgegensieht, der Menschheit wirklich Ehre? schaffen sie der menschlichen Gesellschaft Nutzen? Empfehlen sie die Weisheit des Schöpfers, welcher die Menschen nur durch Entwicklung ihrer Fähigkeiten, und durch Rechtschaffenheit und Tugend glückselig machen wollte? Wenn eine von uns zu erwartende ewige Seligkeit der Lohn für die Erfüllung dieser Absicht sein soll, welchen Anspruch haben Menschen, die ihr Lebenlang ruchlos waren, und erst am Ende zur Tugend, als zu einem schon längst zu Gesicht gefaßten Zweck zurückkehren, auf diese Seligkeit? Welche ihrer Fähigkeiten haben sie zum Vortheil der

Gesellschaft entwickelt? Was haben sie zur Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit beigetragen? Durch was haben sie sich zur Würde eines Mitglieds der jenseits sie erwartenden Gesellschaft guter und zur Vollkommenheit gebrachter Menschen erschwungen? Beantwortet mir diese Fragen, ihr die ihr einer zukünftigen Unsterblichkeit gewiß zu sein glaubet.

Ihr werdet sagen: Eben dadurch, daß sie zur Tugend zurückkehren, machen sie sich der Gesellschaft der seligen Schatten würdig: eben dadurch erfüllen sie ihre Bestimmung: eben dadurch verdienen sie Nachsicht wegen ihren vorigen Ausschweifungen. Daß sie zur Tugend zurückkehren! Ist es wohl der Werth der Tugend, der sie anlocket? Ist es Beschämung wegen einem Lebenswandel, der die Menschheit schändete, und die Zufriedenheit der menschlichen Gesellschaft störte? Ist ihre Busse nicht vielmehr ein Kind der Hinsicht auf eine unglückselige Ewigkeit, mit der sie in widerlichem Falle ihr Glauben bedrohet;

und der Aufschub derselben eine offenbare Folge der Zuversicht, mit welcher sie einer unausbleiblichen Unsterblichkeit entgegensahen?

Nehmen wir hingegen an, der Grundsatz, daß das Dasein eines künftigen Lebens ungewiß sei, wäre allgemein herrschend: ist es wahrscheinlich, daß er sie in ihren Ausschweifungen unterstützen; daß der erbauliche Tod öffentlicher Sünder exemplarisch zur Nachfolge reitzen; daß die Hinsicht auf das Zukünftige Vermessenheit erzeugen würde? Wie erschröcklich muß bei der Ungewißheit eines künftigen Lebens der Tod unter der Hand des Henkers sein! Man klaget über den Mangel der Gesetzgebung, daß die Bedrohung des Todes nicht im Stande ist, den Menschen in Ordnung zu halten. Ja freilich, so lange die Menschen in dem Wahn stehen, der Galgen führe den reumüthigen Sünder unfehlbar zum Himmel, so lange ist die Bedrohung der Todesstrafe kein zuverlässiges Mittel, rohe und ungebildete Men-

schen vor Ausschweifungen gegen die öffentliche Sicherheit und Ruhe des Staats zu warnen. Nehmet ihnen aber diese zuversichtliche Hoffnung weg, und lasset den Grundsatz von der Ungewißheit dessen, was jenseits ist, herrschend werden, alsdenn begleiten die Todesstrafe alle Schrecken, welche die Natur mit dem gewaltsamen Hintritt von diesem Leben verbunden hat, und die Gesetzgebung erreicht ihren Zweck.

Wie erschrecklich muß schon für einen Menschen eine ewige, oder auch nur einige Jahre dauernde Gefangenschaft sein, wenn er zweifeln muß, ob er ausser diesem Leben noch einmal zu leben habe! Sie beraubet ihn eines Theils seiner Glückseligkeit, für den er fürchten muß, daß es niemals einen Ersatz geben werde: sie macht ihn unfähig, auch nur durch Reue und Busse glückselig, und seines Lebens froh zu werden: sie ist in gewissem Maasse sogar ein grösseres Uebel, als der Tod selbst, indem sie dem Menschen die trau-

rige Empfindung läßt, daß er ohne Rettung unglückselig sei, welche ihm der Tod vielleicht nehmen würde. Auch, wenn er noch errettet wird, bleibt etwas verlohren, was nimmermehr ersetzt werden kann, wenn auch alles übrige wieder ersetzt würde: die Zeit.

Aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtet, bekommen Verbrechen und Strafen eine ganz andere Gestalt, als sie zum wenigsten in den Augen des Pöbels, gewöhnlich haben. So dumm ein ungezogener, roher Mensch auch sein mag, so muß es ihm doch leicht begreiflich sein, daß sich der Staat Ruhe und Sicherheit verschaffen, und sich deswegen der Personen der Missethäter versichern müsse, welche diese Ruhe und Sicherheit stören. Weil er aber nicht in die Herzen der Menschen sehen kann, so bleibe die Last des Vorurtheils schwer auf einem Menschen liegen, welcher sich einmal als einen Ruchlosen, und einen Störer dieser öffentlichen Sicherheit gezeiget hat. Soll also das geringste angenommen werden,

was über einen Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit verordnet werden kann, so wäre dieses eine Gefangenschaft, welche sich auf die Dauer seines Lebens erstrecket. Dazu aber sei es ungewiß, ob auf dieselbe eine andere Befreiung, als das Nichtmehrsein folgen werde. Wäre dieses der Fall, so hätte ihn die erste Abweichung von den Gesetzen, welche für die öffentliche Sicherheit verfasset sind; so gut als ewig unglückselig gemacht, da unterdessen jeder redliche und brave Bürger unter derer Schutze in der Gesellschaft guter, ihm gleicher Mitbürger, und im Kreise einer lieben Familie die Früchte seines Fleisses mit Vergnügen und Zufriedenheit geniesse.

Die Triebfedern, welche uns die Natur zur Beförderung unserer Glückseligkeit so nahe an das Herz geleget hat, müßten bei rohen und ungebildeten Menschen ihre Federkraft ganz verlohren haben, wenn die nur erst vorgetragene Gedanken ihn nicht viel wirksamer von Missethaten zurückhalten, und zu einem ordentlichen Le-

ben verleiten würden, als die Erfahrung lehret, daß es der Glaube an Unsterblichkeit zu thun im Stande ist.

Es kömmt überhaupt sehr viel darauf an, daß die Menschen nach zusammenhängenden Grundsätzen geleitet werden. Wenn man dem gemeinen, nicht selbst denkenden Volke immer und ewig die Ohren von Geheimnissen und Glaubensartikeln voll prediget, ohne welche die Welt zum wenigsten einige tausend Jahre bestand, und tausendmal tausend Aeonen lang bestehen könnte; wenn man ihnen über dieselben die Hölle heiß; und schlechterdings in Ansehung ihrer den Himmel eigen machet (man darf sogar dabei den Unterricht in jenen Pflichten nicht ganz versäumen, welche älter als alle Religionen der Welt sind) so werden die Leute geneigt sein, diese mit Verachtung anzusehen, und jenen (denn ist es ihnen leichter zu glauben, als wichtige und schwere Pflichten auszuüben) mit Verehrung anzuhängen.

Der erste und älteste Führer zu unsrer Glückseligkeit ist die Natur. Ihre Grundsätze sind wenige; und eben darum, weil sie zur Beförderung unsrer Glückseligkeit so allgemein nothwendig sind, daß sie niemand entbehren kann, so sind sie auch allenthalben so bekannt, daß sie niemand, nicht dem Dümsten verborgen bleiben. Aber der nun einmal eingeführte Gebrauch, welcher einen falschen Religionseifer zum Grund hat, findet es für besser, Kinder, welche den ersten Unterricht einer Glückseligslehre empfangen sollten, deren Vorurtheil sich auf ihr ganzes Leben verbreiten müsse, nicht vorzüglich auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, welche in der Natur des Menschen gegründet, und zunächst mit unsrer Glückseligkeit verbunden sind, sondern sie in Geheimnisse einzuweihen, von welchen die Natur zum wenigsten nichts weis, wenn sie ihnen auch nicht gänzlich widerspricht.

Geheimnisse sind wahrhaftig darum nicht da, daß sie den Menschen aufklären,

zum Guten verleiten, klug, herzhaft, unternehmend, arbeitsam, langmüthig, genügsam, mässig, vertragsam, wohlthätig, mit einem Worte: glückselig machen sollten. Dessen ungeachtet machen sie gewöhnlich den ganzen Unterricht gemeiner Leute, oder doch denjenigen Theil desselben aus, welcher ihnen als der wichtigste und vorzüglichste eingebunden wird. Was für Früchte eines solchen Unterrichts lassen sich von dem Volke, das niemals philosophiret, zum Vortheile der Gesellschaft erwarten? Liebe und Hochachtung dieser Geheimnisse, das ist wahr, wird in die Herzen roher Menschen geflösset, mehr als nothwendig und gut ist. Das gemeine Volk liesse sich für sie todschlagen, und wäre bereitet jeden sonst guten Menschen todzuschlagen, wenn er nicht gleiche Hochachtung für sie hegen wollte.

Frommet aber das der Menschheit? Lasset uns diese Frage durch den Gegensatz der Grundsätze welche die Menschen, die sie niemals in eine leichtere Sphäre er-

schwingen, gewöhnlich mitgetheilet werden, und jener andern Grundsätze erörtern, welche uns die Natur an das Herz geleget hat, und welche, weil jene Unglükseligen niemals darauf aufmerksam gemacht werden, für sie so gut, als verlohren sind. Wir wollen von diesem den Anfang machen.

Glückselig zu sein ist der allgemeine Wunsch der Menschen, und der allgemeinen Zweck aller Triebe der Natur. Diese aber macht uns mit keinem andern Grund des Vermögens, glückselig zu sein, bekannt, als mit den Vergnügungen des gegenwärtigen Lebens. Sie fodert uns daher auf, es mit Vergnügen und Zufriedenheit zu geniessen; und dessen Gränzen so weit hinauszusetzen, als wir können.

Was uns die Natur unmittelbar verliehen hat, sind Anlagen und Kräfte, durch deren Gebrauch wir uns Fähigkeiten verschaffen können, welche die nächsten Gründe unsrer Glückseligkeit enthalten. Sie leget uns hiermit die Pflicht auf, von

unsern körperlichen und geistigen Kräften jeden Gebrauch zu machen, den wir können, und vorzüglich die Jugend dazu anzuwenden, daß wir recht viel lerlernen, um unsre Glückseligkeit auf die Entwicklung vieler Fähigkeiten desto sicherer zu gründen.

Weil sich kein Mensch selbst hinreichend ist, seiner Glückseligkeit einen weiten Umfang zu geben, oder sie auf einen festen Fuß zu setzen, so knüpfet die Bedürfniß der Hülfe mehrerer Menschen zuerst das Band der Gesellschaft. Sie machet auf diese Art die Glückseligkeit der ganzen Gesellschaft zur Bedingung der eigenen Glückseligkeit eines jeden Mitglieds.

Gleichwie sie uns also das Verlangen glückselig zu sein, so nahe an unser Herz geleget hat, daß wir es durch keinen Vorfall unseres Lebens davon entfernen können, so hat sie uns auch durch das Unvermögen, ohne fremde Hülfe so glückselig zu sein, als wir können, den Werth der Gesellschaft; und durch das Mitgefühl

fremder Angelegenheiten den Werth der Glückseligkeit eines jeden Mitglieds hochschätzen lernen. Dieses machet uns gesellig, und menschenfreundlich: jenes arbeitsam und unternehmend.

Ausser diesem hat die Natur noch eine besondere Stimme, mit welcher sie uns zuruft, daß ein höheres Wesen über uns sei, von welchem alle Dinge ihren Ursprung haben, und zu welchem die ganze Schöpfung Vater rufe. Diese Stimme erfüllet unsre Herzen mit dankbarer Freude, und giebt uns die Zuversicht, daß dieses Wesen jeden Mangel unseres Vermögens in Beförderung unsrer Glückseligkeit ersetzen werde. Vielleicht, daß es uns auch nach diesem Leben über die Erfüllung der Pflichten, welche uns die Stimme der Natur auflegte, zur Rechenschaft ziehen, und nach Verdiensten belohnen oder bestrafen werde.

Gleichwie aber dieser letzte Zuruf sehr dunkel und unbestimmt ist, also kann er auch nur einen sehr schwachen Beweggrund

unsrer Rechtschaffenheit abgeben. Es muß uns genug sein, daß uns die Natur der Dinge für sich selbst schon mächtig genug dazu auffodert, und daß es in dem innersten unsres Wesens gelegen ist, daß der Mensch eben sobald aufhöre so glückselig zu sein, als er kann, sobald er aufhöret, so rechtschaffen zu sein, als er soll.

Die Unfälle des Lebens drohen, dem ersten Scheine nach, der menschlichen Glückseligkeit den Untergang. Sobald man sich aber erinnert, daß es mit in dem Plane der Schöpfung gelegen ist, daß sie zur Uebereinstimmung des Ganzen wie die Baßtöne zum Wohlklange der Musik gehören sollen, so betrachtet man sie itzt mit Vergnügen als die einzige Stufenleiter, auf der sich die menschliche Tugend zu einer Höhe erschwingen kann, in welcher sie die Bewunderung und Ehrfurcht der ganzen Menschheit verdiene.

Die in der Dunkelheit leidende Tugend spannet die Springfedern des Geistes zu

einer grössern Wirksamkeit an, als sie ohne diese Anspannung gehabt hätten: und sie entwickelt itzt manche wichtige Fähigkeit, welche ohne diese Wirksamkeit unentwickelt geblieben wäre. Uebereilet in diesem Werke den Menschen der Tod, so gehöret in diesem sonderbaren Falle der unentwickelte Keim der Glückseligkeit zu den Myriaden verlohren gehender Sämen, welche die Natur so verschwenderisch in Bereitschaft haben muß, damit aus der Entwicklung der wenigen die größte allgemeine Glückseligkeit und Vollkommenheit des Ganzen erhalten werde. Die Hoffnung der zu erhaltenden Glückseligkeit, und die Hinsicht auf die, so manche Unfälle nothwendig machende Uebereinstimmung des Ganzen vertritt alsdenn die Stelle der Glückseligkeit selbst: immer doch mit weit mehr Zufriedenheit des Leidenden, als wenn er wüthend in die Kette beissen wollte, die er nicht zersprengen kann.

Wenn man so fortfährt, die Theorie der Glückseligkeit aus der Natur der Dinge

zu entwickeln, so findet man, daß die Gründe derselben in ihrem Wesen gelegen sein, und daß der Mensch keiner ausserhalb der Natur gelegenen Gründe bedörfe, um in jedem Falle glückselig zu sein. Noch mehr, das die Natur nur Eine Glückseligkeit kenne: Die Glückseligkeit dieses Lebens. Zugleich aber auch, daß sie einer jenseits zu erwartenden Glückseligkeit so wenig widerspreche, daß sie vielmehr das unfehlbarste Mittel ist, wenn es eine giebt, sich ihrer würdig zu machen.

Hingegen der Unterricht, welcher den Menschen gewöhnlich als erste und nothwendigste Glückseligkeitslehre beigebracht wird, sieht oft schon für sich so albern, und unproportionirlich aus, daß man sich über die Macht hergebrachter Gewohnheiten verwundern muß, welche ihm das Ansehen einer heiligen Sache gegeben, und ihn bisher unter ihrem Schutzmantel gegen Spötter und Philosophen geschützet hat.

Warum soll ich mir ein Bedenken machen mit Freimüthigkeit zu rügen, was allgemein bekannt ist? Sobald ein Kind lallen kann, glaubet man sich (zum wenigsten in vielen Ländern) verbunden, ihm die Antworten auf gewisse Fragen in den Mund legen, welche es in Geheimnisse einweihen, von denen die ganze Natur nichts weis, und ohne welche die Vollkommenheit der menschlichen Glückseligkeit bei allen Völkern statt finden kann. Solche Fragen z. E. sind: Wie viel sind Götter? Wie viel Personen in der Gottheit? Wer ist unser Erlöser? Warum war den Menschen Erlösung nothwendig? Wie viel sind Sakramente? Wie viel Gebote Gottes, und welche? u. s. w.

Ich habe noch die erträglichsten ausgehoben: denn es giebt derer bei diesem Unterrichte eine Menge, welche unmittelbar den Samen der Bigotterie, der Intoleranz, des judaischen Glaubensstolzes, und eines religiösen Firlefanzes enthalten.

Die Summe dieses Unterrichts dem Gedächtnisse des zartesten Alters durch kurze Fragen und Antworten eingeprägt, heißt (offenbar für die größte Anzahl der Menschen) Glückseligkeitslehre. Man verfällt zwar auch in den Kapiteln von der sogenannten christlichen Gerechtigkeit, und von den Geboten Gottes auf die Gegenstände der wesentlichsten Pflichten der Menschheit. Aber weil man sichs ein für allemal zum Gesetze gemacht hat, alle Theile des Unterrichts, welcher den Menschen zu ihrer Glückseligkeit mitgetheilet wird, um den Mittelpunkt Religion in einen Umkreis zu fügen, von dem man nicht ein Haar breit abweichen darf, so folget nothwendig daraus, daß wenn man den ganzen Umfang aller Pflichten durchlaufen hat, dennoch ihre Wichtigkeit weit entfernet ist (zum wenigsten für den gemeinen Haufen) so sehr empfohlen zu sein, als sie es sollte, wenn man geneigter sein soll, nach den allgemeinen Pflichten der Menschheit, als nach den

Privatvorschriften seiner mystischen Religion zu handeln. Die Ursach lieget vor uns. Pflichten, welche nur wegen dem ganzen Zusämmenhang des Systems der menschlichen Glückseligkeit den Menschen sichtbar und wichtig werden können, werden bei einem solchen Unterricht aus ihrem Zusammenhange gerissen, und in ein System verbunden, dessen Gründe die Natur nicht kennet, und dessen Absichten ihr sogar sehr oft zu widersprechen scheinen.

Ich will mich durch ein Exempel deutlicher erklären. Man saget jungen Leuten, daß es gegen Gottes Gebote, und sündhaft sei, dem Wink der Natur früher zu folgen, als der Priester den Segen über die Paarung gesprochen hat. Man setzet die Höllenstrafe darauf: und eine besondere Gewohnheit hat für einen Fehltritt dieser Art, vorzüglich bei demjenigen Geschlechte, welches ihn nicht verheimlichen kann, eine Strafe eingeführet, welche das zarte Gefühl eines jungen Frauenzimmers mehr als Höllen-

pein quälen muß: Die Schande — wohl gemerkt: eine Handlung begangen zu haben, welche nach der gemeinen Vorstellungsart der Menschen erst alsdenn ehrbar, wenn sie durch eine Ceremonie der Religion legal wird. Dessen ungeachtet siegen doch Wollust und Liebe so oft über die Tugend und Rechtschaffenheit! Gottes Gebot, Gottes Ungnade, Sünde, Hölle, Schande, und noch eine Menge nachtheilige Folgen auf einer: Wollust, Liebe, Wink und Erheischen der Natur auf der andern Seite: und der Sieg — so oft und allgemein mit ihnen! Wie soll ich mir dieses Räthsel erklären?

Ich glaube, daß ich die rechte Auflösung nicht verfehle, wenn ich die so oft wiederholten Fehltritte in dieser Sache von dem Mangel des gehörigen Unterrichts herleite, und sie als einen Beweis annehme, daß Zorn Gottes, Hölle und Schande wegen dem Begehen einer Handlung, welche die Religion noch

nicht geheiliget hat, die rechten Gründe nicht sein, welche die Natur erfodert, der mächtigen Leidenschaft der Wollust und Liebe den Zaum zu halten.

Präge man jungen Leuten tief in ihr Gemüth: Diese Handlung, welche gewöhnlich im Namen Gottes, und aus religiösen Gründen untersagt wird, wäre an und für sich, ein wie allemal den Bedürfnissen und der Einrichtung der Natur gemäß, und weit entfernet in ihrer Art unrecht, und der Tugend zuwider, oder schändlich zu sein, sei sie es nur alsdenn, wenn sie mit solchen Folgen verbunden ist, welche die Glückseligkeit der Menschen insonderheit, und vorzüglich auch der ganzen Gesellschaft untergraben. Zu frühzeitige, zu unmässige, zu ausschweifende, und etwan gar unnatürliche Befriedigung seiner Lüste entkräfte den Menschen, mache ihn untauglich, edlere Pflichten seiner Bestimmung zu erfüllen,

und ziehe ihm schmerzhafte und schreckliche Krankheiten zu. Das unschuldige Geschöpf, das die Frucht einer (priesterlich) nicht gesegneten Umarmung ist, sei oft den Folgen einer schlechten Erziehung ausgesetzet, indem die Eltern durch kein gesetzliches Band vereinbaret, sondern nur durch natürliche Pflichten dazu verbunden, in derer Ausübung gar oft durch die Glücks- und Lebensumstände so sehr gehindert werden, daß sie dem armen Kinde nicht ersprieslich werden kann. Zudem werde ein solches Kind durch Gesetze und Gewohnheiten in so nachtheiliche Umstände gesetzt, daß es ihm, politische und moralische Umstände zugleich in Anschlag gebracht, oft besser wäre, nicht zu sein, als in solchen Umständen aus dem Schoosse der Natur hervorgekommen zu sein: u. s. w.

Dieser Umstand, einem armen Geschöpfe sein Dasein gegeben zu haben, welches schon wegen seiner Geburt nicht so glückselig ist, als andere Menschen, und welches durch seinen Ursprung die

Ursachen der widerwärtigsten Ereignungen seines Lebens mit sich auf die Welt bringt, ist, wenn ich nicht irre, nebst dem Ungehorsam gegen die Gesetze, welche zum besten der Gesellschaft die unschuldigste Befriedigung des den Menschen so nothwendigen Geschlechtstriebs unter gewissen Bedingungen einschränken, die wahre und einzige Ursach der Schande, welche mit der Erzeugung eines Kinds aus Uebertretung der Gesetze verbunden ist: nicht der Mangel der priesterlichen Einsegnung, wie mehr als die Hälfte der einmal an diese Religions-Ceremonie gewöhnten Menschen dafür hält.

Der Staat, welcher einen Theil seiner Glückseligkeit, der weiblichen Tugend durch die Gesetze anvertrauet, findet sein Vertrauen durch die Schwachheit eines besiegten Frauenzimmers betrogen; er findet wegen dem ledigen Stande des Mägdchens einen Theil der Muttersorgen sich zu Last gelegt; er findet, daß das Herz des Mägdchens mehr Neigung zu seinem Pri-

vatvergnügen, als zur Wohlfahrt der ganzen menschlichen Gesellschaft habe; er findet, daß das Mågdchen leichtfertig genug ist, die Hoffnung einer standmåssigen Heirath zum Opfer ihrer Gelůste zu machen; er findet, daß ihrem Herzen Wohllust nåher gelegen sei, als das hohe Gefühl, seine Kinder zu glückseligen Menschen zu machen: dieses, wenn keine mildernden Umstånde eintreten, nicht der Mangel des priesterlichen Segens, macht Schande.

Aber, zür Ehre der Tugend, und der nur gar zu oft von der Låsterung gebrandmaalten Unschuld sei es gesagt, diese treten öfters, als man glaubet, ein. Ueberwiegende Liebe, besonders wenn sie nach allen Umstånden bald gesetzmåssig gekrönet werden soll; das Verlangen, die harte, und sehr oft unvernünftige Widerspenstigkeit der Eltern durch einen solchen, dem Scheine nach, wider die Gesetze laufenden Schritt zu besiegen; eine jugendliche Uebereilung eines zu gefühlvollen Herzens, ehe es sich die Mühe nehmen

konnte, die Folgen einer gar zu menschlichen Handlung zu übersehen; oft sogar eine lange Reihe glückseliger Erfolge in der Uebersicht der Folgen selbst, und kein, oder doch sehr wenig Nachtheil für die theure Frucht der siegenden Liebe: diese Umstände, und noch hundert andere dieser Art entfernen sehr oft das Gefühl von Schande aus dem Herzen des für die Tugend und Ehre kämpfenden Mägdchens: und was nach der Entfernung dieses Gefühls noch übrig bleibt, ist so beschaffen, daß die Handlung selbst Tugend und Rechtschaffenheit nimmermehr beleidige.

Wir wollen das Mägdchen, welches seine Tugend aus dem Gesichtspunkte betrachtet, welchen wir itzt geöfnet haben, mit dem verglichen, welches die Begattung vor dem Priestersegen schlechterdings als Sünde, und von Gott verbothen ansieht, ohne zu untersuchen, warum sie sündhaft ist: nicht anders, als wenn der Segen des Priesters eine an sich verwerfliche Sache heilig machen könnte. Ich

behaupte, daß dieses viel leichter zum Falle zu bringen sei, als jenes. Die Ursach kann ich mit wenig Worten so ausdrücken: „weil die letzte, wenn sie fällt, nur eine gemeine; jene aber eine philosophische Sünderin ist.“ Es gehöret mehr dazu, eine Tugend, für welche offenbare, und bei kaltem Blute reiflich erwogene Vernunftgründe streiten, zu besiegen, als eine welche schlechterdings nur unter dem Schutze der Religion und der Gesetze steht. Deutlicher läßt sich dieses folgendermassen begreifen.

Wenn einmal die Glückseligkeit dieses Lebens in das Interesse der Tugend gezogen ist, und der Verstand deutlich einsieht daß manche Befriedigung einer schmeichlenden Leidenschaft mit den traurigsten Folgen bezahlt werden müsse, so ist das System der menschlichen Glückseligkeit das elendeste und unbedeutendste Gewebe von Sophismen und süssen Träumereien; oder die Tugend hat gegen die stärksten Reitze der Sinnlich-

keit siegreiche Waffen in der Hand, mit welchen sie sich bei jeder Gelegenheit vertheidige. Sieget sie nicht allemal, so macht sie doch der Leidenschaft den Sieg viel gewisser streitig, als jene andere Tugend, die nicht auf Vernunft, sondern auf Religion und Glauben gegründet ist. Diese ist jeder heftigen Leidenschaft Preis gegeben: das lehret die Erfahrung. Ihre einzige Stütze, der Glaube, hält es gegen die Triebe der Natur, und gegen die Scheingründe der Leidenschaft nur selten aus. Flimmern die Augen einmal vor Begierlichkeit, so verschwinden Gott, Himmel, Hölle Ewigkeit aus dem Gesichte, und die Tugend ist ohne Rettung verlohren.

Ich weis, man wird mir Helden der Tugend, die auf Religion und Glaube gegründet ist, aus der jüdischen und christlichen Geschichte die Menge aufführen. Wollte Gott ich könnte aus beiden eben so viel, oder auch nur wenigere Helden

der philosophischen Tugend zur Pracht aufstellen! Aber diesen Mangel ersetzet zur Ehre der Menschheit die heidnische Geschichte. Ich gehe in ihr auf keine Lukretia's aus: denn es ist bekannt, weil die Heiden Mittel hatten, für Kinder der Liebe besser zu sorgen, als wir; weil bei ihnen die eheliche Verbindung mit weniger Schwierigkeit verknüpfet war, als bei uns; weil es einem Mägdchen nur zur Schande, nicht zum Laster gemacht ward, mit ihrem Leibe Gewerbe zu treiben, u. s. w. daß nach ihren Grundsätzen durch freie Befriedigung des Geschlechtstriebs nur selten, und in sonderbaren Fällen gegen die Tugend und Rechtschaffenheit gesündiget werden konnte. Aber für Tugenden von höherm Range, mit welchen die öffentliche Sicherheit, und die Wohlfahrt des ganzen Staats verbunden ist, für öffentliche Treue, Liebe des Vaterlands, Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit, Großmuth, Liebe der Freiheit, u. d. gl. möchte ich wohl zur Ehre des Christen-

thums wünschen, daß es so viel erhabene Beispiele der Tugend aufzuweisen hätte, als das Heidenthum. Es ist eine traurige Bemerkung, die man fast auf jedem Blatte der Universalgeschichte machen muß, wie ein Kaiser oder König mehr religiös, und enthusiastischer christlich war, so sei er ein schwächerer Regent gewesen: und im Gegentheil, wie sich andere weniger aus der Religion und den Pfaffereien *) machten, so haben sie wichtigere Dinge für den Staat geleistet, und sich allemal als Geister höherer Ordnung ausgezeichnet. Auf gleiche Weise von Privatpersonen:

*) Ich will nicht hoffen, daß dieses Wort anstössig sein soll. Pfaffereien lassen sich von den Verrichtungen eines Geistlichen, die jedem billig denkenden Menschen immer ehrwürdig bleiben, zu sehr unterscheiden, als daß es den verehrungswürdigen geistlichen Stand beleidigen soll, dieses Wort an seinem Orte zu gebrauchen.

Männer, die der öffentlichen Wohlfahrt der Menschen, auch gegen ihr eigenes Interesse die wichtigsten Dienste geleistet haben, stehen gewöhnlich nicht im Register der Heiligen.

Ich kann scheinen, eine Zeitlang ausgeschweifet zu haben: aber was ich bisher sagte, gehörte wirklich zu meinem Vorhaben. Ich hatte den Satz zu beweisen, daß eine nähere Bekanntschaft mit den Grundsätzen, welche jedem Menschen eine geheime Stimme der Natur in das Herz flösset, wirksamer wäre, Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen zu verbreiten, als der Glaube an Unsterblichkeit. Dabei komme es überhaupt darauf an, daß Unwissende nach zusammenhängenden Grundsätzen geleitet werden: aber Sittenlehre, welche nicht auf Philosophie, sondern wie es der religiöse Unterricht für die meisten Menschen mit sich bringt, auf Geheim-

nisse und Offenbarung gegründet ist, und welche nicht aus der Natur der Dinge hergenommen wird, sondern auf Beweggründen beruhet, die die Natur nicht kennet, wäre keine so sichere Wächterin für die menschliche Tugend, als die philosophische Sittenlehre: nur so weit ihrer auch der gemeine Mann fähig ist.

Hieraus folget unmittelbar wiederum mein Hauptsatz: Es sei besser, daß uns die Natur aus der Frage von der Unsterblichkeit ein grosses Räthsel machet, als wenn wir eins von beiden: sterblich oder unsterblich zu sein, entscheidend beweisen könnten. Im ersten Falle würde mancher mit Verachtung der Stimme der Natur, zügellos den Wohllüsten nachjagen, und sich solchergestalt untauglich machen, ein nützliches Mitglied einer Gesellschaft zu sein, deren größte Glückseligkeit nicht anders als durch Mitwirkung aller Mitglieder bewerkstelliget werden kann: im andern Falle aber wäre eine zu

grosse Verachtung des gegenwärtigen Lebens zu fürchten, welche auf der entgegengesetzten Seite ebendieselben nachtheiligen Folgen für die Gesellschaft nach sich ziehen würde, welche sie von der Zügellosigkeit zu erwarten hätte.

Es ist wahr, auch wenn der Mensch für seine Unsterblichkeit oder Nichtunsterblichkeit einen Beweis hätte, blieben die Grundsätze der Philosophie in ihrem Werthe, und nur Tugend und Rechtschaffenheit würden ihn in beiden Fällen glückselig machen. Allein es ist die Frage ob die Menschen alsdenn philosophischer wären, als sie itzt sind, wenn sie über die Unsterblichkeit Gewißheit hätten. Ich glaube nein. Also ist es besser, daß wir über diese Frage in Ungewißheit schweben: so glänzend auch die Einwendung aussieht: unsterblich sein oder nicht sein, ist Wahrheit: aber jede Wahrheit kann dem Menschen vortheilhaft sein, wenn er sie weis. Unterdessen wissen wir doch

diese Wahrheit wirklich nicht, und haben keine Hoffnung, sie jemals zu erfahren.

Der Glaube, wenn er lebhaft und groß ist, wirket, absonderlich bei dem gemeinen Volke, und bei Ungelehrten, beinahe auf dieselbe Weise, wie die Ueberzeugung. Aber wir haben es oben weitläuftig erörtert, daß der Glaube an Unsterblichkeit bei eben derselben Menschenklasse, bei welcher er groß und lebhaft ist, Verachtung dieses gegenwärtigen Lebens zum Nachtheile der Gesellschaft wirke. Unglaube hingegen rückt niemals so nahe an subjektivische Ueberzeugung als Glaube. Deswegen fallen auch, zufolge der Geschichte der Menschheit, die Folgen des Unglaubens in Ansehung der Unsterblichkeit nicht so sehr in die Augen, als die Folgen des Glaubens.

Dieses könnte aber in Hinsicht auf Unsterblichkeit zum Unglauben führen? Keinesweges. Der Glaube an Unsterblichkeit beruhet, wo er ist, auf solchen Gründen

auf welchen er unbeweglich stehen muß, oder das ganze Gebäude müßte stürzen. Er gründet sich auf Offenbarung. Ist diese erwiesen (und das muß der Ungelehrte auf Glaube und Trauen der Gottesgelehrten annehmen) so ist, was in Beziehung auf Unsterblichkeit die Philosophie von den Folgen des Glaubens und Unglaubens sagt, zwar wahr: aber es muß eine geheime, der Philosophie unbekannte Ursach geben, warum es nicht nachtheilig ist, wenn man das gegenwärtige Leben verachtet, und um der Unsterblichkeit Willen sich weder Vergnügen, noch Vermögen, noch Wissenschaften, noch jede andere Art von Bildung und Vollkommenheit zu verschaffen angelegen sein läßt. Ist sie aber nicht erwiesen (und das ist sie, sagt man, zu unsern Zeiten einem grossen Theile der wackersten Menschen nicht mehr) so ist es doch denen, welchen es beschwerlich fällt, an Unsterblichkeit zu glauben, erwünschlich zu wissen, daß dem Menschen die Ungewißheit dieses Gegenstands vortheilhafter ist, als das Gegentheil.

Auch der Glaubige ist in seiner Art noch auf alle Fälle glückselig. Ich will diesen Satz denen zu gefallen ausführen, für welche Glaube Gewissenspflicht ist. Er hoffet ein ewiges Leben: wer aber hoffet, ist ja nicht unglückselig! Er läßt sichs sauer werden: dieses ewige Leben desto gewisser zu erlangen. Die Hinsicht auf das Uebermaaß einer zukünftigen Vergeltung flösset Honig in jede Bitterkeit des gegenwärtigen Lebens. Offenbar hat itzt schon dieser Honig das Uebermaaß über die Bitterkeit: denn des Menschen Wahl geht nothwendig nach dem Angenehmern, welches er sich als das Bessere vorstellet. Die Heiligen sind rednerisch wortreich in der Beschreibung des Vergnügens, welches sie mitten in ihren größten Drangsalen, und den sich selbst angethanen Kasteiungen ihres Leibs empfanden. Wer kann läugnen, daß sie glückselig waren? Sie nennen, was sie empfanden, Salbung des heiligen Geistes, Heimsuchung Gottes, Vorgeschmack des Himmels, Ueberfluß des Vergnügens, u. d. gl. Man be-

greift also, warum sie so begeistert, (wenn das Wort keine Aergerniß für Schwache wäre, sollte ich gesagt haben: so schwärmerisch) nach Kreuz und Leiden strebten.

Itzt kömmt die ganze Sache auf ein Dilemma an: Entweder beruht ihr Glaube auf Wahrheit, oder nicht. Ist das erste, so ist ihnen Tod Gewinn, und sie ährnden durch ihn reichlich ihre Aussaat. Betrog sie ihr Glaube, so belohnte sie zum wenigsten ihre Hoffnung mit einem süssen Traume, und da sie nimmermehr erwachen werden, so können sie auch über den schlimmen Wegweiser, ihren Glauben, nicht mehr böse werden, daß er sie durch einen so rauhen Weg zum Tempel der Glückseligkeit führte.

Sie sind also in ihrer Art niemals unglückselig: aber der Staat, und die menschliche Gesellschaft ist es durch sie. Dieser entziehen sie sich; oder doch zum wenigsten einen Theil ihrer Fähigkeiten, indem sie dieses Leben weniger achten, als sie sollten. Je mehr Hände und Talente sich vereinbaren, die gemein=

schaftliche Wohlfahrt der ganzen Menschheit zu befördern, und je mehr sie von der Hochachtung und Liebe dieser gemeinschaftliche Wohlfahrt begeistert werden, desto vollkommener werden sie auch diesen Zweck erreichen. Jeder Mönch, jede Nonne, jeder Cälibant jeder Heilige in der einsamen Kammer, jeder enthusiastische Ewigkeitsspekulant entzieht der allgemeinen Glückseligkeit durch jede nicht entwickelte Fähigkeit jenen Theil des Beitrags, welchen die Menschheit von ihm erwarten kann.

Der Landmann pflüget sein Feld nicht so fleissig, wenn ihm der Sinn nach den himmlischen Feldern steht, als wenn er glaubet, daß ihm vielleicht nur hiernieden auf diesen irdischen seine Glückseligkeit blühe. Der Handwerker, wenn er sich vorstellet, wie gut das sein werde, wenn er einmal im Himmel nicht mehr schaffen darf, läßt sichs eben auch itzt nicht besser angelegen sein zu schaffen, als ihn die Noth, und etwan noch das Verlangen zwinget, nicht ganz bedürftig zu leben. Sähe er

diese Welt als den präsumtiven Himmel der Menschen an, so denke ich, er würde sichs angelegen sein lassen, seine Kunst, und seine Arbeit zu einer Vollkommenheit zu bringen, welche des Himmels werth wäre. Wir würden lauter himmlische Geräthschaften aus den Werkstätten unsrer Künstler erhalten. Und sofort durch alle Stände.

Hieraus entsteht in Ansehung des Glaubens an Unsterblichkeit eine Folge für die Staatsklugheit, welche ich lieber grossen Herrn, und Ministern, die das Steuerruder des Staats in ihren Händen führen, zu entwickeln überlassen will, als selbst hersetzen. Ueberhaupt, denke ich, ist dem Staate daran gelegen, solche Grundsätze herrschend zu machen, mit welchen die Beförderung seiner Wohlfart zunächst verbunden ist. Der Werth des Lebens, recht begriffen, führet zum Bestreben nach Vollkommenheit. Nun macht aber Pyrrhonismus in Ansehung der Unsterblichkeit dem Menschen das

gegenwärtige Leben gewiß werther, als entweder der Glaube an ein künftiges ewiges Leben, welcher das gegenwärtige verachten lehret; oder die Meinung, daß ein künftiges Leben unmöglich, und nur erdichtet sei. Wie jener zu Schwärmereien, so bahnet diese den Weg zu Wohllüsten, welche den ganzen Staatskörper durch die Weichlichkeit, und Schwelgerei der sonderheitlichen Glieder entnerven.

Wenn jedes Glied des Staats sich rühmlich bestrebet so glückselig zu werden, als es kann, so ist eben darum für die Glückseligkeit des ganzen Staats schon viel gethan. Aber damit derselbe ganz glückselig sei, muß auch eine gemeinschaftliche Absicht, und Eintracht, sie zu erfüllen, vorhanden sein. Diese verbindet die Glieder unter sich, und machet sie zu einem Ganzen, dessen Theile hinwiederum nicht anders, als durch ihr gemeinschaftliches Interesse vollkommen glückselig sein können. Dieses gemeinschaftliche Interesse derGlieder unter sich, erstrecket sich entweder nur auf einen

engen Kreis weniger Individuen; und alsdenn heißt die Ursach des Bestrebens nach demselben Liebe oder Freundschaft: oder es dehnet sich über den ganzen Staat aus, und alsdenn heißt sie Patriotismus. Es ist bei der Frage von dem Pyrrhonismus in Ansehung der Unsterblichkeit wichtig, zu untersuchen, ob bei der Ungewißheit eines zukünftigen Lebens Liebe, Freundschaft, und Patriotismus einen höhern Werth bekommen, als itzt, da man sehr allgemein auf das Dasein nach dem Tode hinsieht: oder doch zum wenigsten, ob die natürlichen Triebe zur Liebe, zur Freundschaft, und zum Patriotismus durch gedachte Zweifelei nicht geschwächet werden.

Sobald es entschieden ist, daß die Gesellschaft durch die Individuen, aus welchen sie besteht: und diese hinwiederum durch gemeinschaftliches Band, welches sie verknüpfet, glückselig werden, so folget unmittelbar, daß das gemeinschaftliche Interesse mit dem Interesse der Individuen insonderheit, zugleich wachsen und abnehmen

müsse. Aber das Interesse der Individuen, die Liebe zum gegenwärtigen Leben, und das Bestreben nach der größten möglichen Vollkommenheit wächst offenbar, wenn man die zuverlässige Hinsicht auf das künftige Leben verliert. Diesen Hintersatz glaube ich bisher erwiesen zu haben. Also wächst auch das gemeinschaftliche Interesse der Gesellschaft bei dem Verlust der genannten Hinsicht.

Noch anders: Liebe, Freundschaft, und Patriotismus haben ihren Grund in der Selbstliebe, und in dem Sinne, der uns nach fremdem Gefühle zu empfinden fähig machet. Gleichwie also der Mensch, wenn es keine ausdrücklichen Ursachen verhindern, von Natur geneigt ist, was zu nächst mit ihm verbunden ist, Gatte, Eltern, Kinder, und Geschwister aus den genannten Gründen zu lieben: gleichwie ihn das angenehme Gefühl der Aehnlichkeit an den Busen eines Freunds schließt: gleichwie ihn seine Selbstliebe aufruft, sein eigenes Interesse a[n] das Interesse des Staats zu knüpfen: und gleich-

wie die Verähnlichung seines Gefühls mit dem Gefühle von Tausenden diesen Knoten noch fester zusammenzieht; so haben alle diese Triebe, Gefühle, und Gemüthsbewegungen ihre Stuffenreihe, von welcher die Grundtriebe gleichsam den Maaßstaab oder Model enthalten. Aber dieses Maaß nimmt mit dem ersten Interesse der Selbstliebe und Sympathie, und mit der Liebe dieses gegenwärtigen Lebens zu: also muß gleichermassen das Interesse der ganzen Gesellschaft zunehmen.

Wenn ich mich überdas auf die Geschichte der Menschheit berufe, so muß ich vorläufig annehmen, daß man nicht glauben soll, die Heiden (der Pöbel bleibt allemal ausgenommen) haben einen Beweggrund ihrer Handlungen von dem zukünftigen Leben hergenommen. Ihren Dichtern kann man ein Elysium, und einen Erebus zum Zierrathe ihrer Schriften gelten lassen; aber ihre Philosophen sind so weit entfernet, auf Unsterblichkeit zu bauen, daß sie die meisten schlechtweg läugneten:

und die sie nicht läugneten, holten ihre Beweisgründe für die Dauer unsers Daseins nach dem Tode, wie wir es noch heut zu Tage zu thun genöthiget sind, vielmehr aus solchen Stellen her, die ausserhalb dem Wesen der Sache gelegen sind, als die sich innerhalb desselben befinden. Befriedigung des allgemeinen Verlangens, nie aufzuhören glückselig zu sein; Belohnung stiller und verborgener Tugenden; Nutzung der sein Lebenlang erworbenen Vollkommenheiten; Vergeltung des Heldentodes für Tugend und Rechtschaffenheit u. d. gl. möchten wohl die vorzüglichsten sein: aber sie machen noch keinen überzeugenden Beweis.

Wie fremd war sogar den Juden die Lehre vom zukünftigen Leben, da sie sie das erstemal aus dem Munde des erhabenen Stifters des Christenthums hörten! Er selbst schien ihren Zweifeln und Einwendungen mehr auszuweichen, als sie über eine so wichtige Frage auf einen unumstößlichen Beweis zu führen. „Gott, sagt er, „nennet sich nach der Schrift einen Gott

„ Abrahams, Isaaks, und Jakobs: aber „ er ist kein Gott der Todten, sondern der „ Lebendigen." Das war nun ein Argumentum ad hominem. Ein Jude, wenn er vor dem Steinhagel sicher sein wollte, dorfte freilich den Vordersatz nicht läugnen: und der Hintersatz ist stringent. Also war den Sadduzäern — zum wenigsten das Stillschweigen auferleget. Unterdessen hätte in Latium oder Griechenland dieser Beweisgrund sein Glück nicht machen können; weil man dort keinen Gott Abrahams, sondern nur einen mächtigen Baumeister dieser grossen und prächtigen Welt kannte. Aber aus der Natur dieses unsterblichen Baumeisters läßt sich die Mitunsterblichkeit der Menschen, welchen er das Inkolats- und Erbrecht dieses Baues verliehen hat, in Ansehung ihrer individuälen Personen noch nicht überzeugend herleiten.

Dieses vorausgesetzt, kann die Frage, ob Ungewißheit des zukünftigen Lebens einen andern Einfluß auf Liebe, Freundschaft, und Patrio-

tismus, als dessen zuversichtliche Hoffnung habe; und welchen: auch aus der Geschichte der Menschheit untersucht werden.

Wenn man die Menschen in gebildete und wilde abtheilet, und aus den gebildeten zwo neue Klassen machet, je nachdem sie durch Religion oder Philosophie gebildet worden sind, so wird man aus der Geschichte der Menschheit folgende allgemeine Sätze herleiten können.

I. Liebe, Freundschaft, und Patriotismus findet man bei allen Völkern, und zu allen Zeiten.

II. Wo es weniger Bildung giebt, dort giebt es auch weniger Begeisterung zu diesen gesellschaftlichen Tugenden.

III. Bildung aus Religionsgrundsätzen hat weniger edle Beispiele derselben geliefert, als Bildung aus Philosophie.

IV. Durch religiöse Grundsätze ist man sogar bis zum schwärmerischen Hange nach dem Gegentheile, und bis zum Ersticken der natürlichen Triebe verleitet worden.

Ich will itzt diese Sätze erläutern. Der erste machet den Beweis, daß Liebe, Freundschaft, und Patriotismus im Wesen der Menschheit, und nicht in irgend einer Modifikation der Menschen (etwann in der Religion) gegründet sein. Sie dürfen also durch Offenbarung den Menschen nicht erst empfohlen, oder durch Beweggründe, deren Gegenstände ausserhalb dem Umfange dieses Lebens gelegen sind, nicht erst bestärket werden. Solche sogenannte übernatürliche Beweggründe leiten sogar den Sinn des Menschen von der ersten und einfachsten Bahn ab, und verleiten ihn, das durch Umwege zu suchen, womit ihm die Natur selbst entgegen kömmt.

Der zweite abgeleitete Satz fließt offenbar wiederum aus dem Wesen der Gesellschaft. Liebe, Freundschaft, und Patriotismus werden aus Selbstliebe und Sympathie erzeugt: Selbstliebe aber und Sympathie durch Bildung erhöhet. Der Mann, welcher das Leere und Unnatürliche des Alleinseins, und die Bedürfniß, an einem Bu-

sen zu hängen, in welchen er die Ueberlast des Lebens entlade, aus Grundsätzen kennet, wird weit heftiger zur Liebe und Freundschaft gereitzet werden, als der, den nur die natürlichen Triebe dazu verleiten. Vielmehr wird nur dieser Mann derjenige sein, der fähig ist, der Liebe und Freundschaft Ehre zu machen.

Liebe und Patriotistismus verbreiten sich weiter, als Freundschaft: man findet von ihnen auch unter den Wilden viel gewissere und tiefere Züge, als von dieser. Die Ursach liegt vor uns: die Triebe zu ihnen sind dem Wesen der Gesellschaft näher gelegen, und mit derer Wohlfahrt enger verbunden, als die Triebe zur Freundschaft. Diese, welche auf Gleichheit der Gesinnungen und Grundsätze gegründet ist, setzet aus ihrer Natur schon einen gewissen hohen Grad von Bildung voraus, welcher zur Liebe und zum Patriotismus nicht vonnöthen ist, weil diese die ersten und allgemeinsten Bedürfnisse des

Privatmenschen und der Gesellschaft befriedigen. Man findet also auch unter ungebildeten Völkern weniger Beispiele von Freundschaft, als von Liebe und Patriotismus.

Wie uns überhaupt von dem, was Humanität genannt werden kann, die Griechen und Römer die vornehmsten Beispiele gaben, so finden wir auch derer in Ansehung der gesellschaftlichen Tugenden, von welchen itzt die Rede ist, bei keiner Nation, und in keinem Zeitalter vorzüglichere, und erhabnere, als bei diesen Kindern und Zöglingen der Philosophie. Liebe war ihnen die schönste Gottheit, mit einem glänzenden Hofstaat von Gratien umgeben. Wo sie hinkam, blühten Rosen unter ihren Fußtritten; angenehme Lüftchen umwehten sie, und alle Wirkungen der Natur dienten ihr zum Spielwerke. Ein höheres und reitzenderes Ideal von Liebe kam niemals in den Sinn des Menschen, als in dem goldnen Zeitalter Griechenlands erzeuget

ward. *) Wie edel haben nach ihnen die Römer, auch in ihrem vorzüglichsten Zeitalter, die zärtlichen Regungen der Liebe empfunden?

Wenn wir diese beiden Völker im Range erster Liebhaber auf das Theater der gebildeten Welt stellen würden, so versteht es sich ohnedieß, daß sie uns Musterrollen vorstellten, welche bei unsrer einmal angenommenen, und für sittlich gehaltenen Steifheit keine Nachahmung finden könnten. Ihr edles, und zärtliches Gefühl wußte ihnen auch die Erziehung ihrer Kinder, die Verehrung ihrer Eltern, und die Gesell-

*) „Komm herab vom Hause des Vaters: an dem
„Goldenen Wagen
„Angeschirrt, und schnell zu der Erd'
„herunter
„Ihre schwarzen Fittige schwingend, führen
„Schöne Spatzen dich vom Olimpos durch die
„Mitte des Aethers."

Betet ein griechisches Frauenziemmer (Sappho) zur göttlichen Aphrodite. Pfälz. Mus. III. B. III. St.

schaft aller, die ihnen angehörig waren, in eben demselben Grade werth und angenehm zu machen, in welchem sie sie zu empfinden fähig waren.

Welche Beispiele von Freundschaft haben uns die gepriesenen Griechen und Römer hinterlassen! Welch hohes Gefühl hatten sie von den öffentlichen Angelegenheiten ihres Staats! Noch in den spätesten Zeiten der Welt wird man die Namen der grossen Männer, welche sich als standhafte Patrioten, und warme Freunde unter ihnen ausgezeichnet haben, mit Ehrfurcht nennen: auch alsdenn noch, wenn vielleicht der Finger der Vergessenheit über das Namenregister unsrer dermalen üblichen Kalender weggefahren sein wird.

Die theokratischen Ebräer bleiben wiederum gegen die philosophischen Heiden sehr weit zurück. Salomos hohes Lied ist das einzige Denkmahl, daß in dem Zeitalter, da diese Nation ihre höchste Stuffe erreicht hatte, zum wenigsten am Hofe

hohes und edles Gefühl der Liebe zu Hause war. Ein schöner, junger, wohllüstiger Prinz, über die Gewalt der gebieterischen Priesterschaft erhaben, und seinem natürlichen Gefühle überlassen, konnte auch wirklich eine Ausnahme seiner rohen und albernen Landsleute sein.

Etwann ein halbes Jahrhundert früher zeiget uns die Chronik dieses Volks ein Exempel der Freundschaft an David und Jonathan, welches den Leser der Geschichte desselben überraschen muß. Aber wenn man es nur obenhin betrachtet, so findet man, daß es keine Erzeugung des natürlichen Gefühls übereinstimmender Gemüther, sondern offenbar der Religion war. David war zum Könige von Israel gesalbet: wie konnte Sauls Sohn sich und seinen Vater vergessen, mit dem fremden Manne, der die Anwartschaft auf die Krone hatte, so enge Freundschaft zu machen, wenn ihn nicht ein höherer und mächtigerer Beweggrund dazu verleitet hätte, als die natürlichen Gründe waren, ihn zu

hassen? Ich weis nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube doch der Wahrheit getreu zu sein, wenn ich mir vorstelle, die ebräische Nation habe, zum wenigsten vor ihrer Vermischung mit auswärtigen Nationen, keinen so hohen Grad von Humanität erreichet, daß sie eines erhabenen Gefühls von Freundschaft fähig gewesen wäre. Wäre es auch, so verändert dieses an meinem Ausspruche nichts: Hinsicht auf Unsterblichkeit erhebe bei den Menschen den Werth der gesellschaftlichen Tugenden nicht. Wissen wir denn, ob die Ebräer diese Hinsicht hatten?

Patriotismus erreichte unter ihnen einen sehr hohen Grad, und artete sogar, sehr oft, in Schwärmerei aus. Aber auch dieses Wunder höret auf, es zu sein, sobald man sich an die Stelle dieser Nation setzet. „Keine Nation auf der ganzen Erde stand „jemals in so naher Gemeinschaft mit „ihren Göttern, als die unsrige mit un„srem Gotte!“ Dieser Gedanke mußte

für sich selbst schon enthusiastische Patrioten hervorbringen. Die Wunder der Allmacht und Güte dieses Gottes (der alle übrigen Nationen hassete, und, wollte ihm sein auserlesenes Volk nur getreu sein, sie ihnen alle zu unterwerfen bereit war) in heiligen Psalmen besungen, den Kindern frühzeitig und sorgfältig eingepräget, und mit ebräischer Anhängigkeit geglaubet, mußten das Geblüt dieser Morgenländer nothwendig in Wallung bringen, und die Bereitwilligkeit erzeugen, es bis auf den letzten Tropfen für Vaterland und Gesetze in Feldschlachten gegen die Unglaubigen zu verspritzen.

Seitdem es Christen giebt, hat sich die Denkensart der Menschen aus Religion, Philosophie und natürlichem Gefühle, immer mit gehöriger Hinsicht auf Jahrhunderte, Nationen, und persönliche Umstände, so wunderbar zusammengesetzet, daß es weit über die Gränzen und Absichten dieser gegenwärtigen Unternehmung hinausfallen müßte, eine vollkommene Auflösung der

Aufgabe zu liefern, wie viel in Ansehung der gesellschaftlichen Tugenden bei Christen auf jede ihre Denkensart bestimmende Ursach zu rechnen sei. Ueberhaupt aber kann man aus der Geschichte des Christenthums für bekannt annehmen, daß, je mehr sich dasselbe der ebräischen Platitude näherte, und je weiter es sich von der heidnischen Philosophie entfernte, desto niedriger sei der Grad der Humanität überhaupt, und desto geringer sei der Werth der gesellschaftlichen Tugenden insonderheit, unter den Christen gewesen.

Welche Nation hat bei Menschen Gedenken den pragmatischen Lehrsatz aufgestellet, daß ewige Jungfrauschaft besser nnd rühmlicher, als der Ehestand sei? Welche hat sich jemals mit feierlichen Gelübden verbunden, ewiglich zu verläugnen, was der gute Schöpfer der Natur zum ersten und innigsten Interesse des menschlichen Herzens, und zur reinsten Quelle der Glückseligkeit der Menschen gemacht hat: die Tiebe nach

dem Geschlechte, nach der Freiheit, und nach allen Arten der Bequemlichkeit des menschlichen Lebens? Welche mußte jemals ihre Priesterschaft mit harten, und für unauflöslich gehaltenen Gesetzen zu dem einmal angenommenen Pflichten ihres Standes, als gleichsam zum religiösen Patriotismus anhalten, und sie unter der Bedrohung der schwersten Strafen zur Eintracht der Lehre zwingen? Welche hat jemals die vornehmsten Pflichten der menschlichen Gesellschaft: Verbindung mit einem Weibe, und Bildung einer Familie dem (zum wenigsten durch Anmassung) ersten, und vorzüglichsten Stande unabänderlich versaget, und sich solchergestalt beflissen, die edelsten, und empfindlichsten Gefühlnerven der Humanität bei ihm stumpf zu machen? Welche hatte jemals, durch religiöse Grundsätze verleitet, Menschenliebe die Fülle auf den Lippen, und unversöhnlichen Haß gegen alle, die anders glaubten, als sie glauben, in dem Herzen? Welche endlich hat jemals, wiederum aus Religionsgründen, den natürlichen Patrio-

tengeist der Menschen in blinde Unterwürfigkeit gegen den regierenden Stand verwandelt? u. s. w.

Wenn man mich aus dieser kleinen Deklamation verdächtig machen wollte, ich miskenne und verachte den Werth des ächten Christenthums, so würde man sich in Ansehung meiner sehr weit irren, und mich durch eine offenbare Verleumdung beleidigen. Die Frage war; ob die spekulative Ungewißheit des zukünftigen Lebens den gesellschaftlichen Tugenden nicht zuwider sei. Ich wollte die Verneinung dieser Frage nebst andern Gründen auch aus der Geschichte der Menschheit beweisen. Natürlicher Weise wurde ich auf das Christenthum, wie es itzt in den meisten Ländern der Welt in Ausübung ist, verleitet. Das Christenthum, wie es gelehret und geglaubt wird, beruhet ganz auf Dingen, die jenseits der Lebenslinie gelegen sind; und geht vorzüglich von dem Grundsatze der Unsterblichkeit aus. Aber die Geschichte lehret, daß sich keine Nation der

Welt von den natürlichen Tugenden des gesellschaftlichen Lebens jemals weiter entfernet habe, als ein grosser Theil der Christen aller Nationen. Also, ist die Folge, sind die natürlichen Tugenden des gesellschaftlichen Lebens unter dem Schutze des Glaubens an Unsterblichkeit weniger verwahret, als sie es in Ansehung derselben unter dem Pyrrhonismus wären.

Nun ist in dieser Schrift nur von natürlichen Tugenden die Rede: aber das Christenthum behauptet, daß es seine Anhänger zu einer übernatürlichen Tugend führe. Die Wahrheit dieses Satzes müßte ich in Zweifel ziehen, wenn ich das Christenthum bestreiten oder verläugnen wollte. Allein dieser Satz ist für meine Absicht ganz gleichgültig. Ich schreibe für solche Menschen, welche sich von der Gewißheit des zukünftigen Lebens nicht überzeugen können. Meine Absicht ist nicht, ihnen einen überzeugenden Beweis zu machen, daß ein künftiges Leben gewiß sei: dieses übersteiget

meine Einsichten und meine Kräfte. Die Ungewißheit in einer so wichtigen Sache könnte ein Unglück für den Menschen zu sein scheinen. Ich behaupte das Gegentheil, und glaube, wenn meine Beweisgründe richtig sind, hiermit der Menschheit einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Daß mir, wie einem Geschichtschreiber, bei einer Abhandlung dieser Art alle Religionen gleichgültig sein mußten, versteht sich aus ihrer Natur.

Um aber die Welt, und insonderheit feindselige Lästerer, wegen meiner Denkensart in Ansehung der Unsterblichkeit zufrieden zu stellen, will ich die natürlichen Gründe hersetzen, welche mich veranlassen, sie zu hoffen.

Der Satz: In den Wirkungen der Natur liegt Plan zum Grunde; läßt sich, wie mich dünkt, nicht unwidersprechlich beweisen; aber er schmeichelt sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, so angenehm in unsre Seele ein, daß man sich wehe thun müßte, wenn man ihm den Beifall versagen wollte.

Der Lauf der Weltkugeln um brennende und hellleuchtende Sonnen; und dieser Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerepunkt: damit die ersten von den andern Licht und Wärme bekommen: diese aber unter sich in einer Art von Gleichgewichte schwebend erhalten werden, um nicht in eine einzige Masse, und ins alte Chaos zusammenzufallen: ihre Grösse, ihre Anzahl, ihre Entfernungen, welche, Gott mag wissen, warum? in einer gewissen regelmässigen Verhältniß fortschreiten, und so beschaffen sind, daß diese Kugeln ohne Gefahr einander ausweichen, und ihre Laufbahnen sich als so viel Schleifen eines einzigen, unermeßlich langen Bandes ohne Verwirrung durcheinander flechten: die Einrichtung dieser Weltkugeln selbst, von welchen wir Eine bewohnen, und auf die übrigen aus der Aehnlichkeit schliessen: diese wunderbare Einrichtuug, welche von der Erdart bis hinauf zum Menschen eine unabsehliche Reihe von Wesen durch eine harmonisch steigende Reihe von Kräften in eine sich ewig-

lich herumwelzende Kette verbindet, immer nach dem unverbrüchlichen Gesetze der größten Sparsamkeit der Kräfte, und des größten Reichthums der Materialien zu Werk geht, und Elemente, Körper, Qualitäten, Jahrszeiten, Alter, Nationen in einem beständigen und gleichförmigen Kreislaufe erhält: alles das zusammengenommen, und alles übrige, welches wir unter dem Namen Natur begreifen, giebt den Ausspruch: so viel Ordnung in der Fülle der Wesen und so viel Gleichförmigkeit mitten in ihrer Mannigfaltigkeit könne ohne Plan nicht sein: und der Verstand, der die noch nicht einmal erwiesene Möglichkeit, daß es Zufall sein könne, nicht anders, als wie einen Gegengrund betrachtet, welcher wie Eins zur Myriade ist, erkläret sich offenbar für diesen Ausspruch.

Also wirket die Natur nach einem Plane. Wo aber Plan ist, da ist auch Zweck. Der Zweck der Natur in Ansehung des Menschen ist unserm Herzen nicht unbekannt.

Sie ruft uns laut und unablässig zu: seid glückselig!

Die Mittel glückselig zu sein, sind theils Anlagen, theils Kultur. Die ersten sind das Werk der Natur, die zweite ist unser Werk. Unsre Sinnlichkeit ist Anlage: Geschmack am Schönen, Gefühl für das Edle, Wohlgefallen an dem Guten, Zärtlichkeit für das Reitzende, u. s. w. sind Kultur. Kultur ist auch erlangte Fähigkeit das Schöne hervorzubringen, edel zu reitzen, Gutes zu wirken.

Anlagen, welche ohne Kultur in Wirksamkeit übergehen, verschaffen dem Menschen Glückseligkeit, wie das Wetterleuchten dem Wanderer Licht giebt; plötzlich, und reichlich: aber was vor, und nachgeht, ist den Finsternissen der Nacht gleich, in welchem man nicht ungehindert wirken, und ohne Gefahr nicht wandern kann. Nur was durch Kultur genossen wird, verspricht Dauer und hinterläßt auch nach dem Genusse beseligende Zufriedenheit.

Glückseligkeit durch Kultur also ist der grosse Zweck der Natur in Ansehung der Menschen.

Kultur des Menschen ist objektivisch unendlich, und subjektivisch unbegränzt: Glückseligkeit also eine Asymptote, welcher wir uns ohne Unterlaß nähern können. Zu denken, der Augenblick des Tods sei der letzte Punkt der Linie, welche sich dieser Asymptote nähert, und breche sie auf einmal ab, wäre das nicht einem Wink des Ohngefährs folgen, welcher die schöne Idee von dem grossen Plane der Natur wie einen Traum zernichtete?

Die grosse, alles umfassende Werkmeisterin, die Natur, so reich am Stoff, so einfach in ihren Kräften, so mannigfältig in ihren Wirkungen, so übereinstimmend in ihrer Mannigfaltigkeit, so cyklisch in ihrem Gange, so vollkommen in ihren Vollbringungen, wäre sie nicht an dem Vornehmsten ihrer Werke, an dem Menschen zur Stümperin geworden, wenn sie, weil

sie den Faden nicht abwinden konnte, ihn durchschneiden müßte, um zu vollenden.

Ist der Gedanke: die Natur, gehindert durch die Hülle dieses Körpers, den Menschen zu seiner Vollkommenheit zu bringen, nimmt sie weg, und setzet ihn in die Freiheit, sich seiner Vollkommenheit ungehindert zu nähern: ist, sage ich, dieser Gedanke nicht viel edler, erhabner, dem Gange der Natur, welche alle Dinge zu ihrer größten Vollkommenheit bringen will, angemessener: ist er nicht viel vorzüglicher werth, wahr zu sein, als jener andere, finstere, traurige, muthlosmachende Gedanke, sie verschlinge den Menschen, den sie unter allen ihren Werken ausgezeichnet; und einer unendlichen Annäherung an die Asymptote seiner Glückseligkeit allein fähig gemacht hat, dieses Vorzuges ungeachtet in den grossen Wirbel des Entstehens und Vergehens der übrigen Dinge?

Hat sie uns nicht das Verlangen, immer glückselig zu sein, so nahe an das

Herz gelegt, als schlechterdings glückselig zu sein? Da sie nun durch das Eine Muttersorge für uns äussert, soll sie in Ansehung des andern unsre Betrügerin werden?

Ich weis, was man mir sagen wird: Auch Pflanzen und Thiere widerstehen nach ihrer Art ihrer Zerstörung, und werden doch von dem grossen Wirbel mit fortgerissen: also beweise das Verlangen des Menschen, immerfort zu sein, für die Ewigkeit seines Daseins nichts.

Diese Einwendung hat viel Schein für sich. Ich glaube aber, daß ihr Werth durch folgendes in ein helleres Licht gesetzet werde. Wir verfallen oft durch die Ausdrücke der Sprache in Irrthümer. Wenn man also sagt: die Natur habe es zum allgemeinen Gesetze aller körperlichen Wesen gemacht, ihrer Zerstörung bis auf gewisse Gränzen zu widerstehen; also sei Zerstörung gegen das Bestreben der ganzen Natur: so ist dieser Schlußsatz wahr und falsch, je nachdem man das Wort Bestreben in

einer mehr oder weniger ausgedehnten Bedeutung nimmt.

Nimmt man dieses Bestreben sich zu erhalten, als ein unbedungenes, und unveränderliches Naturgesetz an, so ist er offenbar falsch, weil dieses Bestreben gewisse Gränzen hat, über welche hinaus kein körperliches Wesen sich zu erhalten bestrebet; sonst wäre Zerstörung unmöglich. Sogar der Mensch selbst kömmt in Umstände, da es ihm erwünschlich ist, von den Banden seines Körpers aufgelöset zu werden. Schränkt man hingegen dieses Bestreben in seine gehörige Gränzen ein, so beweiset es gegen das unbeschränkte Verlangen unsers denkenden und wollenden Wesens nichts, immerfort zu sein, und mit Vergnügen zu wissen, daß es ist.

Ein unwillkührliches Bestreben sich zu erhalten, mußte die Natur in das Wesen der Dinge legen, damit nicht den ersten Augenblick nach der Schöpfung alles wiederum ins alte Chaos zurückkehrte: aber eben dieses zur Erhaltung der Welt so nothwendige Be-

streben mußte gewisse Gränzen haben, damit der zur Erhaltung des Ganzen eben so nothwendige Kreislauf des Entstehens und Zerstörens der Körper nicht gehemmet wurde.

Gleichwie also das allgemeine Bestreben der körperlichen Dinge, sich zu erhalten, zur grossen Haushaltung der Natur so nothwendig ist, als daß es begränzt sei; so ist das unbegränzte, und für sich selbst unendliche Verlangen nimmermehr aufzuhören zu sein, wenn ich nicht irre, (und ich möchte niemals weniger als itzt geirret haben) das Unterpfand, das uns die Natur gab, daß wir die Zerstörung unseres Körpers überleben werden.

Sollte dieses Verlangen, welches so allgemein durch die Herzen der Menschen ergossen ist, und immer in besseren Menschen lebhafter als in nichtswürgigen sich reget, aus einer andern Quelle, als aus der Natur selbst geflossen sein? *) Entspringt es

*) Quod quidem ni ita se haberet, ut animi immortales essent, haud optimi cujusque

aber aus der Natur, so ist es offenbar, daß es nicht unbefriediget bleiben könne. Ich finde keine grössere Zuversicht für meine Hoffnung, ewig zu sein, als in dem Verlangen es zu sein.

Dieses Verlangen ist das Vorrecht des Menschen gegen das Thier, des guten Menschen gegen den Ruchlosen, und des gebildeten gegen den Wilden. Ist es wahrscheinlich, daß gerade das, was sich so nahe an unsre Vollkommenheit anschließt, unsre größte Thorheit sein soll?

Je mehr wir Fähigkeiten entwickeln, desto näher sehen wir ein, daß wir noch weit mehr zu entwickeln übrig haben, und desto stärker wird unser Verlangen, sie nicht unentwickelt zu lassen. Stoff für eine Ewigkeit, und Lust, sich damit zu beschäftigen! wie unnatürlich wäre der Gedanke: die Ewigkeit selbst

animus maxime ad immortalitatis gloriam niteretur.

Cic. de Senect.

aber sei uns von der Natur versaget!

Wenn alles in der Natur Kreislauf ist, wo bleibt der Zweck? Soll die mit vielen Mühseligkeiten vermischte kurze Lebensperiode der grosse Zweck der weitschichtigen Unternehmungen der Natur sein? Möchte man nicht mit Horatzen ausrufen:

— — amphora cœpit
Institui: currente rota cur urceus exit?

Nein; eine solche Lästerung der guten Natur, welche mir einen unendlicher Vervollkommnung fähigen Geist gab; und in ihn das Verlangen eines wichtigern Zwecks legte; des Zwecks seiner Vollkommenheit ohne Ende näher zu kommen: welche dieses Verlangen mit der Vollkommenheit selbst steigen läßt, und mir hiermit das Unterpfand einer Ewigkeit gegeben hat: diese Lästerung der guten Natur, daß sie mich mit Hoffnungen, die sie nicht erfüllen kann, sollte getäuschet haben, sei weit von mir. Aber getäuschet hätte sie mich sonder Zweifel weil sie mir einmal den Genuß einer Glück-

eligkeit verschaffet hat, welcher das ausdrückliche Verlangen seiner Dauer; noch mehr, seines ununterbrochenen Wachsthums mit sich bringt.

Ich weis, was mir einige Philosophen hier einwenden werden. Die Zergliederung des menschlichen Körpers führe aus ihrer Natur auf nichts weniger als auf den Gedanken, dieser künstliche und reitzbare Mechanismus werde durch ein von dem körperlichen Baue unterschiedenes geistiges Wesen in Bewegung gesetzet: man könnte sich vielmehr gar nicht vorstellen, wo dieses Wesen seinen Sitz haben müsse, um auf den ganzen Körper Einfluß zu haben; man möge es als einfach und in einem Punkt zusammengezogen, oder ausgedehnt betrachten: es wäre unbegreiflich, wie es mit dem Körper in Verbindung gesetzt werden könne: Vielmehr beweisen Krankheiten und Tod, daß des Menschen Leben und Weben ganz Mechanismus seines Körpers sei: starke Ohnmachten, welche den Menschen für todt hinstrecken, haben alle äusserliche Zeichen des

Todes, und keinen Unterschied, als daß sich der Mensch, einigemal erst nach einigen Tagen wiederum erhole: in der ganzen Zwischenzeit wäre er seines Daseins gänzlich unbewußt. Er hänge also ganz und gar von seinem Körper ab, und werde seines Daseins nur durch dessen Mechanismus gewahr: stirbt er, so sterbe er gleichsam theilweise; und höre gänzlich auf, sich zu bewegen, wenn die geheimen Springfedern des Mechanismus alle ihre Kräfte verlohren haben: in diesem Augenblicke fange die Verwesung an, und sein Wesen werde wiederum als Stoff zu neuen Erzeugungen in den grossen Kreislauf der Natur gesetzet: die ganze Natur rufe laut: Menschen und Thiere, Pflanzen und Erdarten haben einerlei Anfang und Ende.

Ich fühle die Stärke dieser Einwendung gewiß so sehr, als sie ein freier Naturforscher fühlen kann: ich kann sie nie ohne Schauer und Entsetzen denken. Sie ist das Resultat der Beobachtungen

erfahrner philosophischer Aerzte, und geschickter Zergliederer. Auch Geistliche haben mir bekennet, daß mitten durch die ihnen zur Gewohnheit gewordenen Zusprüche von Ewigkeit, und zukünftigem Leben ein Wink von Vergänglichkeit aus den Betten der Sterbenden komme, der ihre letzten Versicherungen von dem, was jenseits sein werde, troz ihrer vermeinten Ueberzeugung der Lügen zu strafen scheinet.

Die feierliche Stille, welche auf einem erblaßten Körper ruhet; die Kälte seiner Hände und Lippen; die ernste, oft tragische Mine, welche der letzte Eindruck des Todes auf seinem Antliz zurücklies; ein gewisses unnennbares Etwas, welches uns traurig machet, wenn uns dabei zu Sinn kömmt: heute mir, morgen dir; der Geruch der beginnenden Vermoderung, und tausend ähnliche Umstände, erwecken in uns ein Gefühl, welches Abscheu vor dem Tode als einem wahren Uebel des Menschen in uns verursachet: und eine gewisse vorzügliche Liebe gegen den entseelten Leichnam einer

uns werthen Person, welche wir troz dem Abscheu vor erblaßten Körpern beibehalten; das Verlangen, ihn noch einmal zu sehen, ehe er in die Gruft gesenket wird; die Thränen, mit welchen wir ihn zum Grabe begleiten; der Aufwand, den wir für dessen letzte Ehren mit Freigebigkeit machen, und dergleichen mehr, scheinen wirklich aus einem geheimen Gefühle von Nichtunsterblichkeit zu entspringen, und das, was wir von der Unsterblichkeit aus andern Gründen bekennen, auf eine uns unwillkührliche Art zu widerlegen.

Ich bekenne auch frei, daß ich mich nicht im Stande finde, auf alle diese Einwendungen eine allgemein befriedigende Antwort zu geben. Unterdessen ist mir die Traurigkeit selbst, welche ich empfinde, wenn ich denke, daß diese Einwendungen auf Wahrheit gegründet sein sollen, Bürge, daß sie nicht wahr sein.

Ich habe einen zu hohen Begriff von dem grossen Zweck der Schöpfung, als daß

ich sie mir wie eine Art optischer Kästen vorstellen sollte, in welchen man durch das Umdrehen einer Walze eine Reihe Städte, Seeporte, Landschaften, Schlachten, Schäfereien, Einsiedeleien u. d. gl. zu einer kurzen Ergötzlichkeit zu sehen bekömmt, und wenn die Periode vorüber ist, nichts mehr sieht. Ich meine, was dem glückseligsten Menschen in diesem Leben begegnet, wäre des grossen Aufwands der Schöpfung nicht werth: dem unglückseligen aber wäre sein Dasein sogar zur Pein. Es müsse also noch jenseits etwas übrig sein, was die Mühe der Schöpfung, wenn ich mich so ausdrücken darf, lohne, und den unschuldig unglückseligen schadlos halte.

Ich kann mir das Dasein einer von dem Leibe unterschiedenen Seele, und die Art, wie sie diesen regiere, nicht erklären: ich finde aber noch mehr Schwierigkeit, mir eine Maschine ohne Seele zu erklären, welche sich selbst nach Willkühr in Bewegung setze, und zur Ruhe bringe: welche

ohne äusserlichen Stoß und Druck, ohne Räderwerk, und ohne Federkraft sich nach der Rechten, oder Linken, vorwärts und rückwärts, aufwärts und abwärts, geschwind und langsam, wie sie will, bewege: welche denke und wolle, wie man nur auch das Denken und Wollen erklären mag: welche sich erinnere und bewußt sei: welche allgemeine und unsichtbare Begriffe von sichtbaren Dingen abziehe, und aus abgezogenen neue Dinge zusammensetze, die niemals waren, noch nicht sind, und nimmermehr sein werden: welche über Möglichkeiten urtheile: welche unabhängig von Religionen und Offenbarungen Moralität und Gewissen habe: welche alle mögliche Wissenschaften und Künste begreife: welche taste, rieche, schmecke, höre und sehe; und dadurch Wohllust oder Schmerzen empfinde, und ihres eigenen Daseins auf eben dieselbe Art, und durch eben dieselben Mittel bewußt werde, durch welche sie des Daseins aller ausser ihr sich befindenden Wesen bewußt wird.

Vielmehr bin ich veranlasset, rückgängiger Weise so zu schliessen: der Mensch erfährt sein eigenes Dasein nicht anders, als vermittelst seiner Sinne: aber vermittelst eben derselben und auf eben dieselbe Weise erfährt er auch das Dasein der ganzen Welt. Diese ist nun gewiß ausser ihm, daß ist, ausser dem Wesen, welches erfährt; also ist auch des Menschen Körper ausserhalb demselben Wesen, welches dessen Dasein erfährt.

Kann denn der Körper sein eigenes Dasein nicht erfahren? Das wäre noch eine Frage, über welche sich vielleicht länger disputiren liesse, als der Körper dauern kann. Aber dahin zielet mein Beweisgrund nicht; sondern er schließt aus der Aehnlichkeit des Erfahrungsgrunds, daß es körperliche Wesen gebe, auf ein unkörperliches Wesen, welches jener Dasein erfahre. Man erfährt dieses schlechterdings durch die Sinne: aber auch seines eigenen Körpers

Dasein erfährt man nicht anders, als durch die Sinne. Man ist geneigt zu urtheilen, was man empfindet, sei nicht das Wesen, das empfindet. Man empfindet aber seinen eigenen Körper: also sei er nicht das Wesen, das empfindet.

Unterdessen will ich annehmen, das bisher gesagte beweise das Dasein einer von dem Körper unterschiedenen Seele, so bleibt doch ein weites Feld für die Frage übrig, ob, und wie diese Seele von dem Körper getrennt, ihres Daseins bewußt sein, und durch mitgetheilte Empfindungen glückselig oder unglückselig werden könne. Hierüber legt die Natur unsrer Vernunft das unerforschliche Räthsel vor.

Freimüthig zu bekennen, wir wissen nicht, wie es mit uns jenseits dieses Lebens möge gehalten werden, ist alles, was wir als Philosophen thun können. Bald schimmert uns ein Licht, welches uns die Aussicht in eine Ewigkeit zu eröffnen scheinet; bald verschwindet es wiederum vor

unsern Augen, daß wir den Schritt in die heiligen Finsternisse nicht ohne Furcht, und Zaghaftigkeit wagen dürfen.

Es ist also vernünftig, zwischen Furcht und Hoffnung die Parthei zu ergreifen, welche uns die Vernunft vorschlägt, und unser Leben so zu geniessen, als wenn es die einzige Wohlthat wäre welche uns die Natur erweisen kann: zugleich aber auch bei dem vollkommensten Genusse dieses Lebens uns so verhalten, als wenn wir erst jenseits die Früchte, mit welchen wir hiernieden unser Feld bestellen, zu ährnden hätten. Beides erlangen wir zugleich, wenn wir nach der Anleitung der Vernunft, nicht anders, glückselig zu werden uns angelegen sein lassen.

Aberglaube und Unglaube haben viele Menschen unglückselig gemacht. Zwischen beiden liegt — Vernunft für Erwachsene, und Glaube für Kinder: denen wir aber für ihren Beifall Redlichkeit, als eine der höchsten

Pflichten schuldig sind. *) Wohl den Kleinen, welche in ihrem zartesten Alter keinen blinden Mann zum Führer bekommen! Darum sind so viele Tausende in die Grube gefallen, weil Ein Blinder dem andern zum Wegweiser diente.

Der Beweis, daß das Dasein des Menschen sich über die Gränzen seines Lebens erstrecke, könnte noch in Ansehung der unverdienten Ungleichheit der Schicksale der Menschen; der heimlich ausgeübten

*) Wem diese Stelle etwann dunkel ist, dem dienet folgendes zur Erläuterung. Daß Aberglaube Menschen unglückselig mache, steht an vielen Orten dieser Schrift: daß aber auch der Unglaube das leiste, sieht man an denen, die durch ihn, wenn sie der Vernunft nicht Gehör gaben, zum ruchlosen Leben verleitet wurden. Ich fodere Erwachsene zum Gebrauch der Vernunft auf, und gebe Kindern, und denen, die aus Mangel der Vernunft Kindern ähnlich sind, den Glauben zu ihrem Antheil. Das hindert nicht, daß nicht auch Weise Glauben sollen, sobald sie die Vernunft verleitet, etwas zu glauben.

Rechtschaffenheit; des Heldentods für das Vaterland und für die Tugend, und ähnlicher Gründe erweitert werden. Ich bin aber dieser Mühe theils durch viele vortrefliche Schriften, die in aller Menschen Händen sind, überhoben; theils würde ich mit der ganzen Summe aller möglichen Beweisgründe nicht viel mehr erreichen, als ich wirklich schon durch das bisher gesagte erreicht zu haben glaube: einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, daß wir auch jenseits noch sein werden.

Wohl denen, welche es durch Beifall, den sie der Offenbarung geben, weiter zu bringen glauben, als bis zur Wahrscheinlichkeit! Gott gebe nur, daß sie die Grundfeste ihres Beifalls niemals verlieren. Wer wird aber dem Menschen Bürge sein, daß er seine Kenntnisse niemals erweitern, und alsdenn seine Denkungsart verändern werde? Für wieviel Wahrheiten haben wir einen überzeugenden Beweis? Wie viel Vorurtheile über Gegenstände, die man in

unsern Tagen noch für unverletzliche Heiligthümer hielt, werden itzt vor unsern Augen durch öffentliches Ansehen nicht nur als Vorurtheile, sondern sogar als schädliche Vorurtheile abgeleget, welche zu nachtheiligen Misbräuchen führen? Sieht man nicht täglich mit Verlangen einer allgemeinen Reform uralter Kirchensatzungen und hergebrachter Erblehren entgegen, von welchen der gemeine Mann glaubet; ja, von welchen vor kurzer Zeit die Gelehrten einhellig glaubten; einige noch itzt glauben, daß sie mit zur Wesenheit einer Religion gehören, welche ihren Ursprung von göttlichen Aussprüchen herleitet?

Alles in der Natur wird von dem grossen Wirbel ergriffen, und fortgerissen: Meinungen der Menschen, und ihre Gebräuche und Gesinnungen machen keine Ausnahme. Könnten wir Petrus und Paulus aus dem Reiche der Todten in diese obere Welt zurückrufen; und wollten wir sie in unsre Kirchen führen, und unserm Gottesdienste beiwohnen lassen: so denke ich, wir hätten

viel Mühe, und grosse Beredsamkeit nöthig, sie zu überzeugen, daß hier die Religion ausgeübet werde, welche sie geprediget haben. Mit unsern theologischen Schulen würden sie vielleicht noch weniger zufrieden sein. Und doch glauben wir, es sei nichts so unveränderlich, als die Religion.

Was ist jemals mit grösserm Geräusche ausgepaucket worden, als ihre Unfehlbarkeit? Und doch haben noch heut zu Tage die Gottesgelehrten ihre Noth, ihr nur für ihre täglichen Kunden einen Appret zu verschaffen, der sie genugsam empfehle, um sie nicht unter dem Preise weggeben zu müssen. Für protestantische Christen, für Juden, Mahumetaner, und Philosophen war sie nie eine Waare, die abgesetzt werden konnte.

Ich kann und will mich hier auf ihre Untersuchung nicht einlassen; ich will sie sogar um den Werth, den sie hat, annehmen: aber folgende Betrachtung, welche zu meinem Vorhaben gehöret, glaube ich, verdiene auch eine Aufmerksamkeit. Gottesgelehrte mögen darauf antworten.

Man gründet, zum wenigsten katholischerseits, die Glückseligkeitslehre auf die Lehre von der Unfehlbarkeit der Aussprüche der Kirche. Diesen Aussprüchen zu Folge preiset man manches als höchste Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen (nicht zwar in Hinsicht auf das gegenwärtige Leben, sondern auf das künftige) an, was ihn, wenn es kein anderes Leben gäbe, wahrhaftig unglückselig machen müßte, und was, (weil von der Lust zu leben, und sein Leben zu geniessen, die philosophische Vollkommenheit eines jeden Menschen insonderheit; und von dieser die natürliche Glückseligkeit der ganzen menschlichen Gesellschaft abhängt) wenn es kein anderes Leben giebt, vielleicht auch, wenn es das giebt, einen Nachtheil über die ganze Menschheit verbreitet.

Man gründet den dogmatischen Ausspruch, d i e m e n s c h l i c h e S e e l e s e i u n s t e r b l i c h, u n d e m p f a n g e j e n s e i t s d i e s e s L e b e n s d e n L o h n o d e r d i e S t r a f e i h r e r V e r d i e n s t e o d e r M i s v e r d i e n s t e i n d e m g e g e n w ä r t i g e n, auf

eben dieselbe Unfehlbarkeit der Aussprüche der Kirche.

Man hat es aber bisher noch nicht dahin gebracht, für diese Unfehlbarkeit einen Beweis zu machen, welcher den allgemeinen Beifall der vorzüglichsten Philosophen: oder nur der besten Menschen verdienet hätte. Dieses beweiset ihr Widerspruch, und die Mühe, die es den Gottesgelehrten kostet, sich aus der Sache zu ziehen. Erwiesene Wahrheiten läugnen wackere Männer nicht.

Dennoch nimmt man die Unfehlbarkeit ein für allemal als den Eckstein an, und läßt die ganze Last des Gebäudes darauf ruhen. Steht aber der Eckstein nicht fest, so drohet das Gebäude seinen Einfall, und denen, die sich auf dessen Festigkeit verlassen, Gefahr.

Ich meine also, es wäre menschenfreundlich, in dem Unterricht zur Glückseligkeit von Unfehlbarkeiten gänzlich zu schweigen, seine Gründe für die Religionswahrheiten, wie für andere, redlich zu

sagen, und es alsdenn den Menschen selbst zu überlassen, was sie annehmen, und verwerfen wollen, ohne sie durch äusserliche Mittel zu einem gewissen Systeme, dessen Eckstein die Unfehlbarkeit ist, zu zwingen. Glückselig zu werden, ist jedem Menschen so nahe gelegen, daß man ihn nicht erst dazu zwingen darf. Zwang selbst ist schon ein hoher Grad der Unglückseligkeit. Der Mensch hat das Recht seiner Freiheit, und ihre Entziehung ist, wenn man nicht nnumstößliche Gründe für sie hat, Tyrannei. Das Unumstößliche dieser Gründe kann aber nicht anders, als aus dem allgemeinen Beifalle guter und weiser Menschen erwiesen werden.

Diesen haben wir für diejenigen philosophischen Wahrheiten, auf welchen die Glückseligkeit der ganzen Gesellschaft, und eines jeden Mitglieds beruht. Du darfst nicht rauben, und morden! Diesen Lehrsatz räumt jeder gesittete Mensch ein, weil er leicht einsieht: was ich darf, darf auch jeder andere: also wird man mich be-

rauben, und mich morden, wenn ich raube, und morde. Aber eine solche Aufführung machte uns alle unglückselig; also muß sie von allen entfernet bleiben.

Hingegen der Lehrsatz, zum Exempel: Es sei unfehlbar gewis, daß wir jenseits des Grabes noch leben werden: fand zu allen Zeiten bei guten und weisen Menschen Widerspruch, und findet ihn noch. Daraus aber folget nicht, daß Unsterblichkeit nicht wahr, sondern daß sie nicht unfehlbar bewiesen sei. Daraus folget wiederum, daß man solche Lehren dem Menschen nicht aufdringen, sondern heimgestellt sein lassen müsse. Frei hat uns die Natur gemacht: erkannte Wahrheit allein lege uns Fessel an.

Man wird mir sagen: Diese Philosophie führe zum Indifferentismus. Sind wir nicht Kinder, wenn wir an einem Worte hängen bleiben? Die Frage ist nicht, wohin sie führe, sondern ob sie wahr sei. Wahrheit bleibt unbeweglich stehen, wenn einmal alle Namen der Dinge vergangen

sind. Sie, sie allein ist die Mutter der Glückseligkeit.

Aber wir haben strenge Pflicht, unsre Religion zu vertheidigen: werden die Priester aller Religionen einwenden. Immerhin ihr Lieben! aber nur niemals auf Unkosten der Wahrheit, und der menschlichen Freiheit. Diese Pflicht kann euch keine Religion auflegen. Es ist der größte Hochverrath gegen die Religion, mehr Dogmen zu haben, als strenge Beweise: und nichts verräth ihre Schwäche mehr, als wenn man die Menschen durch äusserliche Mittel zwingen muß, sich ihrer Bottmäsigkeit zu unterwerfen.

Priester! Lehret die Menschen durch Weisheit nnd Rechtschaffenheit glückselig sein, so habt ihr für eure Lehre keinen Widerspruch zu fürchten. Saget ihnen, daß eines jeden Zufriedenheit von ihm selbst abhänge. Je mehr Humanität sich jeder Mensch durch die Entwicklung seiner Fähigkeiten eigen; und je bessern Gebrauch er von

seiner Kultur machet, desto grösser werde seine eigene, und anderer Menschen Glückseligkeit sein, mit welcher ihn ein gemeinschaftliches Band der Gesellschaft verbindet. Lehret sie, wohlthätig, und gefällig, zuvorkommend, und großmüthig sein: lehret sie Liebe, Freundschaft, Patriotismus, und alle gesellschaftlichen Tugenden haben.

Da ich euch zurufe: Lehret sie! so verlange ich nicht nur allein, daß ihr ihnen sagen sollet: Seid weise, und tugendhaft! sondern ihr sollet sie lehren, welchergestalt Tugend und Weisheit allein das Mittel sein könne, glückselig zu sein. Dieses wird euch aus Dogmatikern zu Philosophen; und sie aus Glaubigen zu Schülern der Philosophie machen. Nicht Philosophen, aber Schüler der Philosophen können die Menschen allenthalben sein.

Vor allem stellet euch selbst durch eure Handlungtn zu Exempeln auf, daß nur der Weise und Rechtschaffene, das ist, der gebildete, der edle, der gefällige, der menschenfreundliche, der offene und biedere

Mann glückselig sein; und glückselige um sich her machen könne.

Was das übrige betrift, traget den Menschen die Gründe eurer Religionen, so gut ihr sie einsehet, ohne Pomp und Geräusche vor, und überlasset es ihrem eigenen Urtheile, was sie davon halten wollen. Verdammet sie nicht, wenn sie ein Antecedens für unerwiesen ansehen, oder von einem Konsequens dafür halten, daß es nicht fest am Antecedens hänge. Zuletzt lösen sich alle eure Religionsdispute in diese Elemente auf. Schreibet es eurem Mangel an Scharfsinne, oder der Unbeweisbarkeit eures Gegenstandes zu, wenn ihr nicht überzeugen könnet, und beruhiget euch, gesagt zu haben, was euch eure Pflicht auflegte.

Dürstet niemals nach Opferblut für eure Lehre, und euren Gottesdienst. Es ist ein offenbarer Beweis, daß eine Religion nicht menschenbeglückend sei, wenn ihre Priester nach dem Schlachtmesser menschlicher Opfer riechen,

Wie oft giebt die Geschichte der Menschheit den Priestern fast aller Religionen Schuld, daß sie religiöse Mordlust begeistere! Glaubet ihr Pflicht zu haben, eure Lehren zu vertheidigen, so thut es wie Lehrer, mit Worten und Beweisgründen: nicht wie Schlächter mit Mordwerkzeugen; oder dadurch, daß ihr diejenigen, welche anders denken, als ihr denket, in ihren Glücksumständen zu kränken, und gänzlich unglückselig zu machen trachtet. Das Morden mit dem Schwerde für Gottes Sache hat seit geraume Zeit in verschiedenen Ländern ein Ende: dafür aber hat der Leviteneifer andere Mittel erfunden, diejenigen zu peinigen, und zu verfolgen, welche ihren Dogmen den Beifall versagen. — — —

Es ist ein erschrecklicher Gedanke, daß die Glückseligkeit der Menschen unter Vormundschaft der Priester stehen soll. Erinnert euch, daß nichts ungewissers ist, als, was ihr so oft für entschieden und ungezweifelt haltet: eure Meinungen. Ihr selbst lieget

einander in Haaren; und berufet euch doch, jeder für seine Religion, auf Gewißheit, und Unfehlbarkeit. Jeder unterstützet seine Dogmen mit Beweisgründen, und bürdet den andern Falschheit und Unrichtigkeit auf. Ist es bei diesen Umständen redlich mit der Menschheit gehandelt, daß ihr das, worüber ihr euch balget, zur Richtschnur der menschlichen Glückseligkeit machen wollet?

Erhebet eure Augen, und sehet, wie, trotz der Widersprüche eurer Meinungen, die Neigungen der Menschen, und ihre Handlungen in der ganzen Welt sehr gleichförmig sein. Wenn euch das nicht überzeuget, daß es geheime Triebe, und unverletzliche Gesetze der Natur; nicht eure Grundsätze sein, wornach die Menschen leben und weben, so seid ihr hierüber keines weitern Beweises fähig.

Freilich sträubet sich gegen den offenbaren Hang der Menschheit zu gleichförmigen Handlungen eine fast allgemein verbreitete Ursach der Zwietracht. Diese ist euer Werk, ihr Priester! die ihr das ganze Wesen des

Menschen auf den Mittelpunkt Religion zusammenziehet; und eine Religion der andern entgegensetzet. Wie viel ist deswegen schon Menschenblut geflossen! Wie hart reiben sich auch itzt aus derselben Ursach die Interessen der Menschen einander! Wie lange noch wird diese Hinderniß der allgemeinen Eintracht der Menschen im Wege stehen?

Vorzüglich bitte ich euch: verschonet die Menschen, und besonders die Jugend mit Grundsätzen, welche sich auf das andere Leben beziehen. Es sei ferne von mir, daß ich das Dasein jenes Lebens, und was damit verbunden ist, läugnen wollte. Einigemal, und besonders bei herannahendem Tode mag uns die Hoffnung desselben vortrefliche Dienste thun. Menschen, welche sich diese Hoffnung durch Philosophie nicht verschaffen können, sind deswegen der Offenbarung grossen Dank schuldig, daß sie ihnen die Stunde erleichtert, welche zwischen Sein und Nichtmehrsein entscheiden wird. Aber als Grundsatz des Lebens möchte ich nicht, daß uns die Hinsicht auf das, was jenseits ist, die-

nen soll. Solche Grundsätze haben unzehlbare Menschen unglückselig, und ihres Lebens unzufrieden: wenige weise, und edel gemacht.

Im Namen der menschlichen Glückseligkeit also, deren Rechte älter als alle Religionen der Welt sind, und deren Gründe vor dieser ihren für alle Menschen sammt und sonders festgesetzet waren, masset euch keines Ansehens gegen Menschheit, Vernunft, und Natur an. Denket, daß ihr selbst zuerst Menschen, hernach Priester seid. Wenn euch eine Gottheit gesandt hat, so hat sie euch gesandt, Menschen glückselig zu machen; nicht zu betrüben: sie zu lehren; nicht unter ihnen zu grassiren. Ueberzeugende Beweisgründe müssen eure Kreditive; und Duldung, wo ihr nicht überzeugen könnet, das Insiegel auf euerm Vollmachtsbriefe sein. Der Arm des Staats ist zwar schwer genug, wenn er von euch gereitzet, dem Frevler enrer Meinungeu auf den Nacken fällt: aber

viel zu schwach die Stütze einer Gottheit zu sein, unter deren Namen ihr heuchlerisch eure Leidenschaft verberget.

Zuletzt vergebet mir, daß ich mich am Ende meiner Schrift an euch gewendet habe.

Ich bekenne euch freimüthig, wenn sie Nutzen schaffen soll, daß ich fürchte, ihr möchtet ihn verhindern. Ich wollte euch deswegen einige Wahrheiten sagen, welche euch, wie ich glaube, zur Vernunft bringen, oder doch eure Leidenschaft ihr unterwerfen sollten. Nicht alle bedürfen dieser Vorstellungen; nur die, welche sich kratzen, wenn sie das juckt, was ich gesagt habe: die übrigen haben eine glatte Haut. Ich kenne aus der Priesterschaft verschiedener Religionen wackere und brave Männer, die ganz wie philosophische Priester denken. Diese sind gerade das, was ich euch bitte, daß ihr alle sein sollet: selbst Menschen — keine Engel und keine Würgengel: Väter der Menschen: ihre Brüder, und ihre Freunde.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

5

Phil.

Feder

o

K

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich,

Blicke über das Grab

Offenbach 1790

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 1008
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273028-6
VD18 1032142X-003